

U H U



2 9 10 1931

... die größte technische Verfehlung, die die Weltgeschichte hat, der technische Unsinn im Kolossalstil ...

... als ein Symbol furchtbar protzender Unwahrhaftigkeit steigt er mit Schraubengeröchel auf, schwebt rasselnd und plätscht dann über Leichen und Stank.

... denn Zeppelin, das ist das starre System im Deutschen Gehirn ...

... die ungeheuerlichste technische Verfehlung aller Zeiten ...

Ja, so las man's damals

in den Zeitungen, als der „verrückte Graf“ mit seiner Luftschiff-Idee die Welt erschreckte — heute blicken viele kaum noch auf, wenn die Motoren über ihnen surren! Wir kennen sein Werk, was aber wissen wir von dem Leben dieses Mannes, der das Schicksal bezwang? Lesen Sie:

GRAF ZEPPELIN

Die Geschichte eines abenteuerlichen Lebens von Hans Rosenkranz

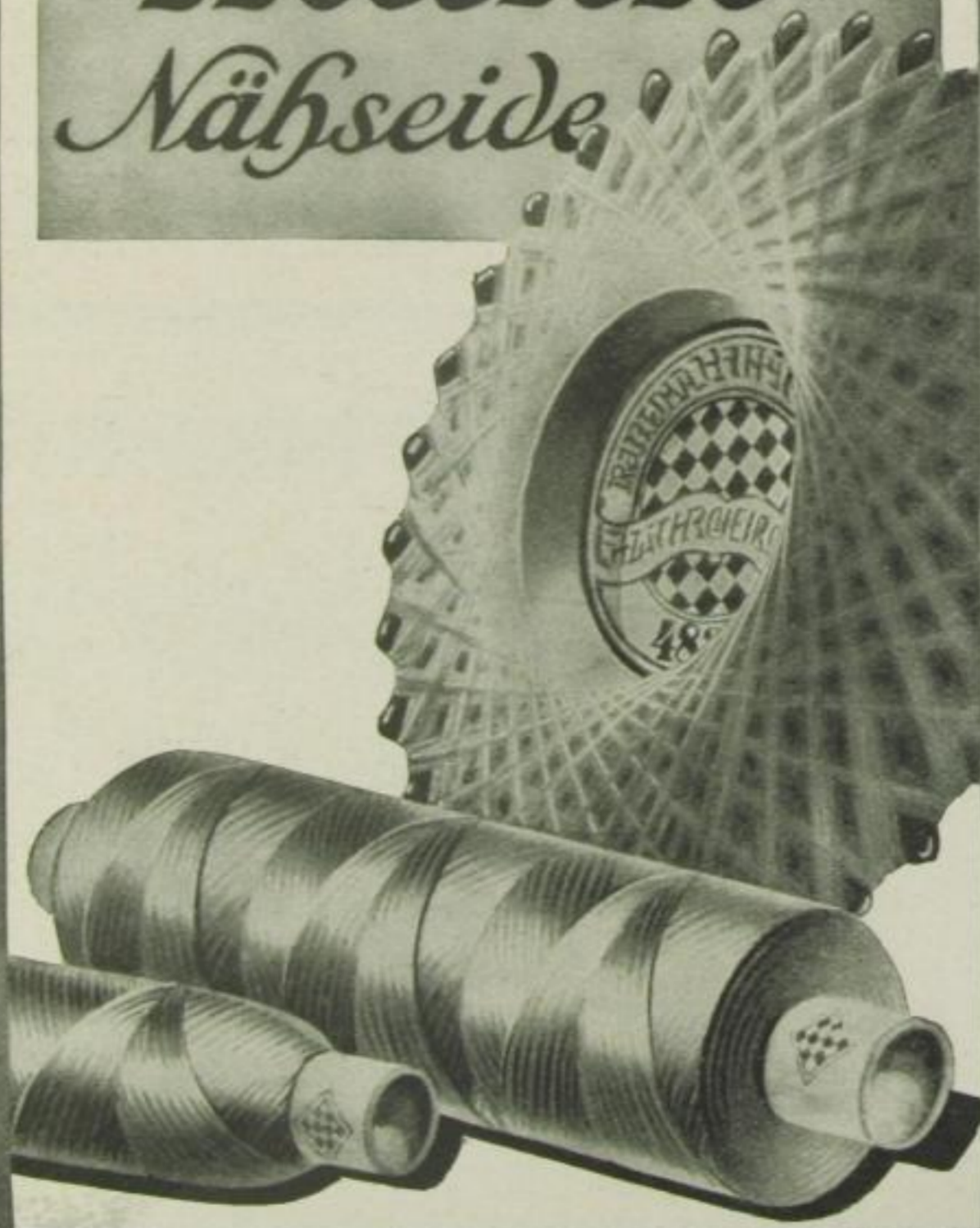
Abenteuerlich wie sein berühmter Plan einmal schien, ist sein ganzes Leben gewesen! Schon seine Jugend war bewegt, er hat am nordamerikanischen Befreiungskrieg und am Kriege 70/71 teilgenommen, er hat auch eine Expedition zu den Quellen des Mississippi mitgemacht. Lesen Sie das packende Lebensbild dieses großen Kämpfers, das soeben als neustes

ULLSTEIN WEIHNACHTSBUCH FÜR 5 MARK

erschien, in schöner Ganzleinen-Geschenkausstattung, mit 208 Seiten und 40 Bildern. Wünschen Sie sich's selber oder verschenken Sie's zu Weihnachten!

Früher erschienene Ullstein-Weihnachtsbücher für 5 Mark: Wie sie groß und reich wurden von Morus / Das Alphabet der Küche v. Dr. E. Urban / Mit 20 Dollar in den wilden Westen v. A. E. Johann

*Gütersmann's
Nähseide*



U H U

HEFT 3 / 8. JAHRGANG / DEZEMBER 1931

Schriftleitung Friedrich Kroner

★

Nachdruck und Übersetzung verboten
Copyright 1931 by Ullstein Aktiengesellschaft Berlin

	Seite
Weihnachtstraum des Spielwarenhändlers. Zeichnung von W. Heath Robinson	5
Stille Nacht . . . Weihnachtsgedichte aus unserer Zeit. Mit Reproduktionen moderner religiöser Kunst	6
Vom hysterischen zum historischen Erlebnis. Ein Rückblick in das letzte Jahrzehnt. Von * *. Mit Bildbeispielen	12
„ . . . und wenn sie nicht gestorben sind, dann leben sie heute noch . . . “ Was Märchen uns noch erzählen. Von Hans Schiebelhuth. Mit alten Märchen Illustrationen	17
Im Wald ist's immer Frühling. Momentaufnahme	23
Gespräche zwischen Liebesleuten. Drei Szenen über das gleiche Thema. Von Dorothy Parker	24
Nasses Haar. Fotografie	31
Überschrift: romantisch. Romantik, wie sie heute aussieht. Gezeichnet von Schaefer-Ast, Barlog, Eichenberg, Girod, Godal, Linnekogel und Trier	33
Das Tonfilm-Mikrophon findet neue Frauentypen. Eine Bilderfolge	41
Neugier — eine herrliche Leidenschaft. Von Hans Reimann. Mit Zeichnungen von Walter Trier ..	49

BAUEN FALSCH UND RICHTIG WOHNEN FALSCH UND RICHTIG

Sonder-Ausstellung
der Zeitschriften
„Bauwelt“ und
„Das Blatt der Hausfrau“

22. Oktober bis 20. Dezember 1931

STÄNDIGE BAUWELT-MUSTERSCHAU

Berlin SW 68, Ullsteinhaus. Eingang: Charlottenstraße 6
Geöffnet werktags: 10-17 Uhr (Mittwochs bis 19 Uhr), Sonntags 11-13 Uhr

	Seite
Mütter. Eine Reihe Frauenporträts	52
Menschen unserer Zeit. Zeichnung von Th. Th. Heine	56
Das hat mir imponiert! Menschenbehandlung an praktischen Beispielen. Von Martin Proskauer..	57
Der kleine Mann in U.S.A. Gezeichnet von seinem Mitbürger Rockwell. Beschrieben von Ossip Dymow	61
Der Palmenstrand. Lichtbild	66
Machen Sie sich Ihre Rätsel allein! Eine Anregung für unersättliche Rätselrater.	67
Heimkehr aus dem großen Abenteuer. Moderne Helden in Augenblicksaufnahmen	70
Lilien im Glashaus. Fotografie.	71
Die Flucht. Eine Erzählung von Julius Karsten. Mit einer Zeichnung von Kroll	76
Weihnachtliches Deutschland. Lichtbild	77
Das spannende Buch. Zwei Lichtbildstudien.	82
Meine Zeitungsfrau. Momentaufnahme	84
Die Verkehrs-Fibel des „Uhu“. Vierte Serie unseres Preisausschreibens. Mit Zeichnungen von Eichenberg	85
Wessen Hand? Ein Spiel für langweilige Gesellschaften	88
Ein Tag, an den ich lange denken werde. Erzählung von David Garnett	89
Die Achse. Lichtbildstudie	93
Uhu-Umschau	99
Lernt wieder lesen. Neue Bücher / Die bisher veröffentlichten und prämierten Auto-Unfälle / „Sind Sie so klug wie Ihre Eltern?“ Ein ungelöstes Rätsel und neun Lösungsvorschläge / Golf mit Wörtern / Neues Lawinen-Rätsel / Auflösung des Kreuzworträtsels aus der vorigen Nummer.	
Unser neues Kreuzworträtsel	112

*

Umschlagbild von Karl Schenker

VORWERK=TEPPICHE

NUR ECHT MIT DEM NAMEN

VORWERK

VORWERK & ©,

WUPPERTAL - BARMEN



Gestatten Sie, dass ich vorstelle...

Nach diesen Worten vermittelt Ihre äussere Erscheinung den ersten, massgebenden Eindruck. Jetzt müssen Sie sicher sein, dass Sie wirklich etwas vorstellen. Ist Ihre Erscheinung aber nicht tadellos, so kommen Sie zu uns, wir beraten Sie, wir helfen Ihnen!

ML
402

Verjüngung des Gesichts, Beseitigung jeglicher Falten, Ohren-, Lippen- und Nasenfehler, Hebung gesunkener Wangen, Brüsteberichtigung usw. schmerzlos und narbenunsichtbar. Ärztliche Leitung. Zahlungsvereinfachung. Drucksache frei. Briefanfragen Rückporto. Broschüre mit etwa 60 Doppelbildern gegen 50 Pf. in Marken.

PROF. BIHLMAIER'S INSTITUT FÜR KÜNSTLERISCHE CHIRURGIE
BERLIN-CHARLOTTENBURG 2, GROLMANSTRASSE 36 (FRÖHER HANNOVER)
SPRECHZEIT 17-18 UHR · FERNSPRECHER · J. I. BISMARCK 960



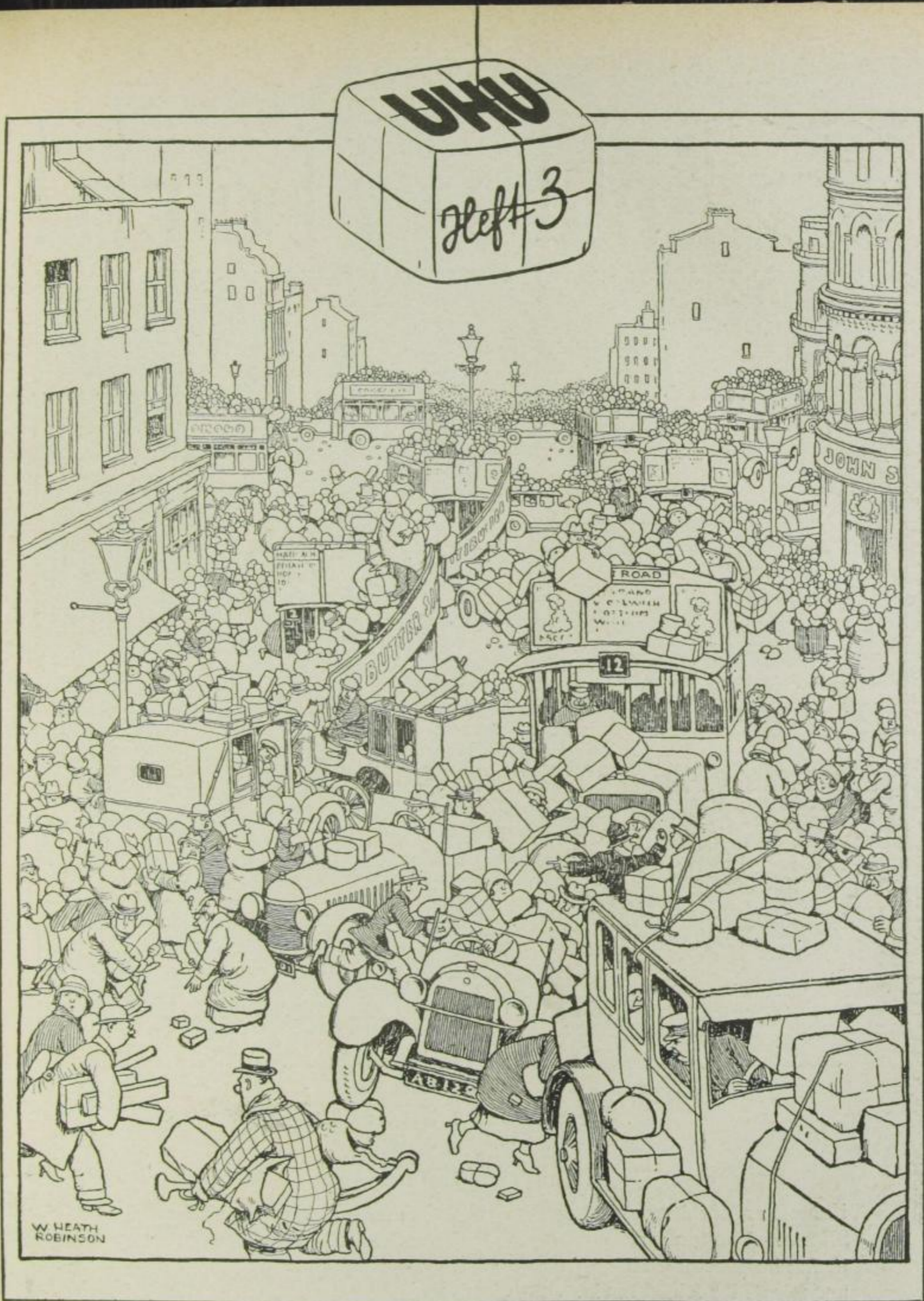
Bombastus-Mundwasser erfrischt u. kräftigt die Mundschleimhäute, beseitigt üblen Mundgeruch, festigt das Zahnfleisch. Bombastus-Werke, Freital-Zauckerode bei Dresden.

DAS NEUESTE REISEBUCH VON RICHARD KATZ

Schnaps, Kokain und Lamas

Wer Sehnsucht hat nach weiter Ferne, viel Sonne, fremden Menschen und seltsamen Tieren, wird von diesem neuen Reisebuch des Mannes, der den „Bummel um die Welt“ geschrieben hat, begeistert sein. Es führt „kreuz und quer durch wirres Südamerika“, zu Bergindianern und deutschen Farmern, nach Buenos Aires und Rio de Janeiro, Peru, Ekuador und Mexiko. Wir lernen Urwälder und Lamas, Baumwollfelder und Kupferbergwerke kennen, fahren auf unbekanntem Straßen, verweilen ohne Hast, wo es schön ist, und solange es schön ist. So sehen wir mehr als andere. Preis des reichill. Buches 4 und 6 M.

VERLAG ULLSTEIN



Traum eines Spielwarenhändlers vor Weihnachten
Zeichnung von W. H. Robinson

Stille Nacht



Josefs Traum, Fresko in der Kirche von Passau-Auer von Albert Burkart

Die kleine Mutter

Von

Manfred Hausmann

Und als es Abend wurde,
Maria saß ganz allein,
sie saß im dunklen Stalle
und wiegte ihr Kindchen ein.
Nun schlafe, Kindchen, schlafe!
Die Hirten haben gesagt

du wärest ein Königsknabe
und ich eine Gottesmagd.

Das mögen sie singen und sagen . . .
Schlafe, mein Kindchen, schlaf ein.
Ich bin eine kleine Mutter,
und du bist mein Jesulein.

Weihnachtslied

Von

Carl Zuckmayer

Frost klinge Glas!
Eisblumen blühen.
Raubreif im weissen Glas
Sprüht feurig Grün.

Fuchs, Has' und Reh
Hüllt warm das Winterfell.
Bald fällt ein Schnee
Und macht die Nächte hell —

Wiesel wird Hermelin.
Dompfaff ans Fenster pickt.
Herr, mach auch ihn
Warm wie von Woll' umstrickt.

Laut unser Weihnachtswunsch
Beim roten Toddyglas:
Ehenk jedem Bettler Punsch
Und jedem Vogel Fraß!

Viel Brüder schweifen weit
In deiner Nacht verirrt.
Schaff uns die Zeit,
Wo jedem Heimat wird.

Schick uns die Not,
Oh' unser Herz erschläfft.
Gib täglich Brot
Jedem, der sich's erschafft.

Schüt uns die Freud'!
Hell brennt die Sonn' ins Feld!
All sind wir reiche Leut'
Auch ohne Geld!

Hilf, daß der rechte Mann
Die rechte Frau sich find',
Und segne beiden dann
Ein Krippenkind.

Schreitender Heiland
von Josef Oest

Aus einer Nürnberger Ausstellung
religiöser Gegenwartskunst



Es duftet weihnachtlich der Korridor

Von

Mag. Hermann Reife

Schon duftet weihnachtlich der Korridor,
in seiner Kühle baret der Tannenbaum
Ich liege wach wie einst als Kind, bevor
am Christfest endlich Wahrheit ward mein Traum.

Ich grübele über einem Glückeschenk,
das deine süßsten Wünsche dir erfüllt,
und aller Sünden bin ich eingedenk,
durch die mein Liebesblick sich dir verbüllt.

Du sehnst dich in der Berge Schnee empor:
zu dumpf, zu eng ist dir der Stube Raum
Es duftet weihnachtlich der Korridor
nach Äpfeln schon, Konfekt und Tannenbaum.

Du sehnst dich nach der Tanne wahrer Pracht,
wenn sie, mit Gipfelglanz und Sternenlicht
begnadet, durch die weite Winternacht
den Erzen über alle Täler spricht.

Du sehnst dich nach der Glocken großem Chor,
der aufklingt zu der Wälder weißem Saum;
verlogen dünkt in unserm Korridor
der Duft von Winter dir und Tannenbaum.

Als Rodeschlitten fähret dein Bett zutal
mit dir, auf Eiern gleitest du gewandt
um Felsenbindenriffe; sanft und schmal
erreichst im Schlaf du deiner Sehnsucht Land.

Undes mir war, als ob ich einsam stur,
vom Schnee mit immer dichtem Tod bedeckt—
Und draußen duftet unser Korridor
nach Weihnachtstanne Apfel und Konfekt

Sind wir erst in den neuen Tag erwacht,
wird dieser Duft uns heimatliches Gut:
du wirfst von ihm zu mir zurückgebracht,
und unser Traum hat Haupt an Haupt geruht.

Er fähret uns nun umschlungen weit hinaus
hoch über Steingeröll und Wolkenfaum;
es duftet weihnachtlich das Weltenhaus,
und in den Himmel blüht der Sternenbaum.



Das Weihnachtslied

Ver. International Graphic Press

Vom hysterischen zum historischen Erlebnis

Ein Rückblick in das letzte Jahrzehnt von

von

* * *



Das Hysterische wird historisch: Seelengymnastik soll die Menschheit in weißen Kleidern auf einer grünen Wiese rhythmische Bewegungen ausführen, wurde noch vor zehn Jahren als ein Mittel geprüften, die Seele des Menschen wesentlich zu verändern.



erlösen. Jahren als ein Mittel geprüften,

Wir sind in den letzten zehn Jahren etwas stark mitgenommen worden, was innere und äußere Erlebnisse anbetrifft. Wir hatten keine Zeit zu prüfen, zu sichten und auszusondern. Wir mußten erleben in einer Fülle wir selten eine Generation. Dinge der Gegenwart werden immer überschätzt oder unterschätzt werden. Aber die historische Betrachtung der eigenen Vergangenheit wirft einen Schimmer von der Unwichtigkeit oder selbst Komik des eben Vergangenen auch auf alles Gegenwärtige.



Deutscher Illustrationsverlag

Primitive Kunst als Heilmittel:

Hundert und aber Hunderte Bücher, Abhandlungen und Kunst-drucke sind erschienen, die das Primitive als Allheilmitel zur Verjüngung der Kunst gepriesen haben. übriggeblieben ist ein Kenntnis von der Erlebniswelt der Primitive, aber unser Empfinden wurde dadurch nicht einfacher.

Ein Wanderer geht auf ein Gebirge zu. Während er ausschreitet, kommt ihm der Berg entgegen, dessen Höhe er unwillkürlich bewundert. Sicher ist dieser Gipfel nicht mehr zu überbieten, denkt er im Wandern. Er läßt den Berg hinter sich und stößt auf einen andern, der den

Höhenrekord siegreich schlägt. So geht er fort, und so geht das fort. Jede Wendung der Straße eröffnet ihm neue Massive, und schließlich erkennt er, daß der Berg, den er zuerst für den höchsten hielt, nur ein bescheidener kleiner Hügel war.

Die Menschen, die durch die Zeit pilgern, teilen das Schicksal des Wanderers. Wie er den Bergen, so nähern sie sich den Ereignissen. Und immer wieder geschieht ihnen dies: daß sie in ihrer Kurzsichtigkeit dem Ereignis, das gerade den Horizont erfüllt, eine besondere Bedeutung beimessen. Sie berauschen sich an seiner Größe, sie verwechseln es mit einem Angelpunkt der Entwicklung. Ein wenig später, und der Rausch ist gewöhnlich verfliegen. Andere Ereignisse

drängen sich vor, und immer unzweideutiger stellt sich heraus, daß jenes erste nur eine geringfügige Begebenheit gewesen ist, die nicht einmal einen Platz in unserem Gedächtnis verdient.

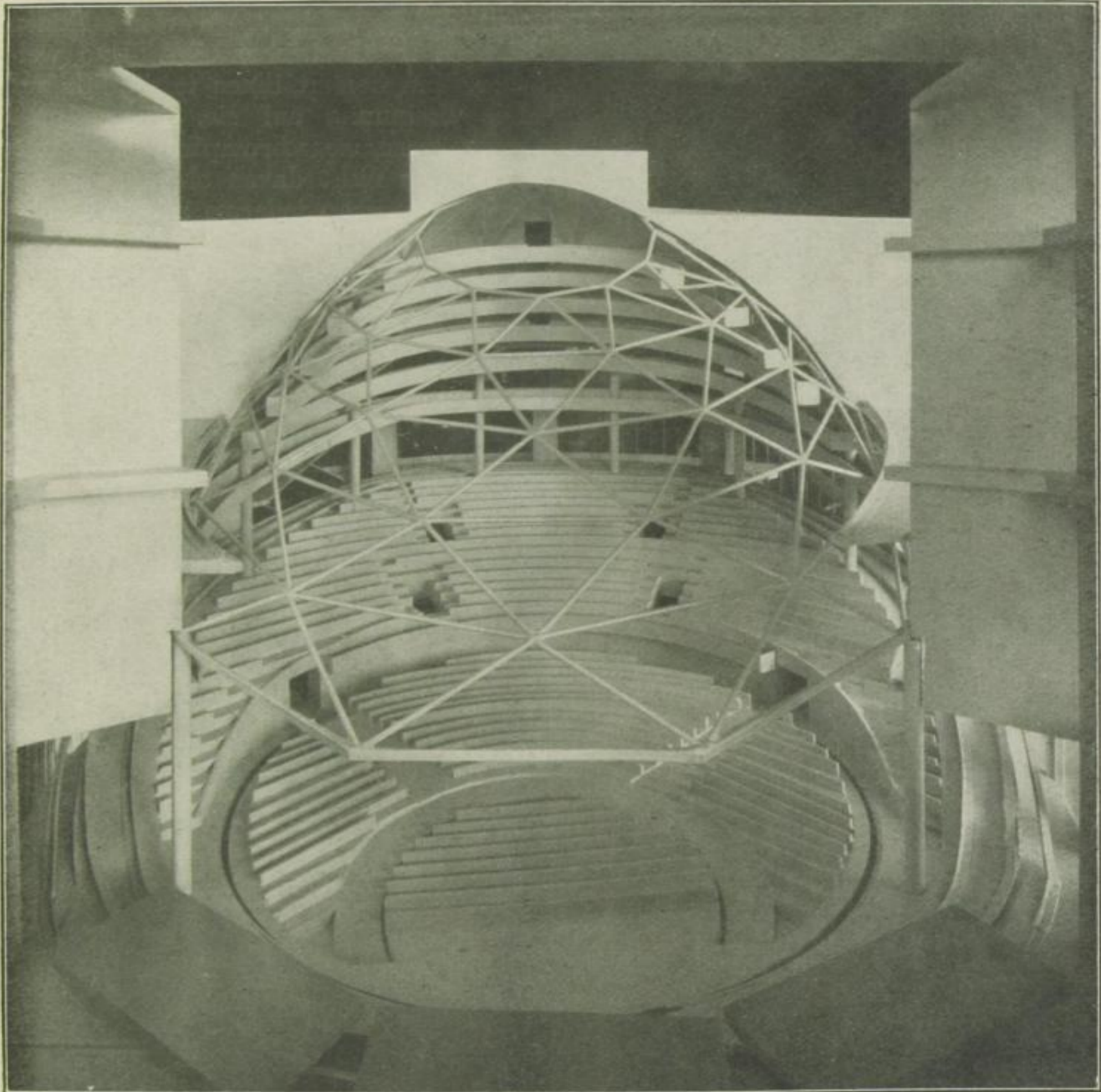
Während aber der Bergwanderer von einem höchsten Punkt aus seine Irrtümer berichtigen und das wahre Verhältnis der Gipfel zueinander abschätzen kann, gelangen die Menschen, die durch die Zeit gehen, niemals an einen Endpunkt, der ihnen einen Gesamtüberblick über die Fülle der Ereignisse gewährte. Kaum haben sie den einen Eindruck richtiggestellt, so verfallen sie schon wieder der Gewalt des nächsten, und die Korrekturen, die sie an ihren unaufhörlichen Fehlurteilen im Lauf der Jahre anbringen müssen, finden



Fot. N. Y. T.

Der Jazz in der Perspektive des Historischen

Noch vor wenigen Jahren glaubte man, daß der Jazz der Anbruch und die Morgenröte einer neuen musikalischen Epoche sei. Heute wissen wir, daß er uns Lebensfülle, neue Lebendigkeit, Jugend und Überschwang vortäuschte. Spielen Sie auf Ihrem Grammophon eine Jazzmusik aus dem Jahre 1924, und Sie werden in dieser Musik die bereits historisch gewordene Hysterie erkennen.



Fot. Otto Wedekind

Wie schnell heute etwas historisch wird:

Der drehbare Zuschauerraum, ein ernsthaftes Theaterprojekt aus den zwanziger Jahren. Die übererregte Nachkriegszeit versuchte auf allen Gebieten des kulturellen Lebens „neue Wege“ zu finden. Das technische Theater, die entfesselte Bühne genügten nicht, auch der Zuschauerraum sollte sich drehen und das Theaterpublikum jeden Augenblick mit einer anderen Perspektive überraschen. Das Publikum sollte buchstäblich „bewegt“ werden.

grundsätzlich keinen Abschluß. Vielleicht ist überhaupt die Tatsache, daß sie stets von neuem dem fragwürdigen Zauber des aktuellen Geschehens unterliegen, nur ein Zeichen dafür, daß sie leben. So hat jedenfalls Nietzsche gedacht, der den Irrtum als eine Aeußerung des Lebens selber auffaßte. Und

gewiß steht unter allen Umständen fest, daß kein Lebendiger die wirkliche Rangordnung der Ereignisse je zu durchschauen vermag.

Gerade darum aber ist es nützlich, sich mitunter Rechenschaft über die Flüchtigkeit vieler Erscheinungen abzuliegen, die wir vorübergehend für groß



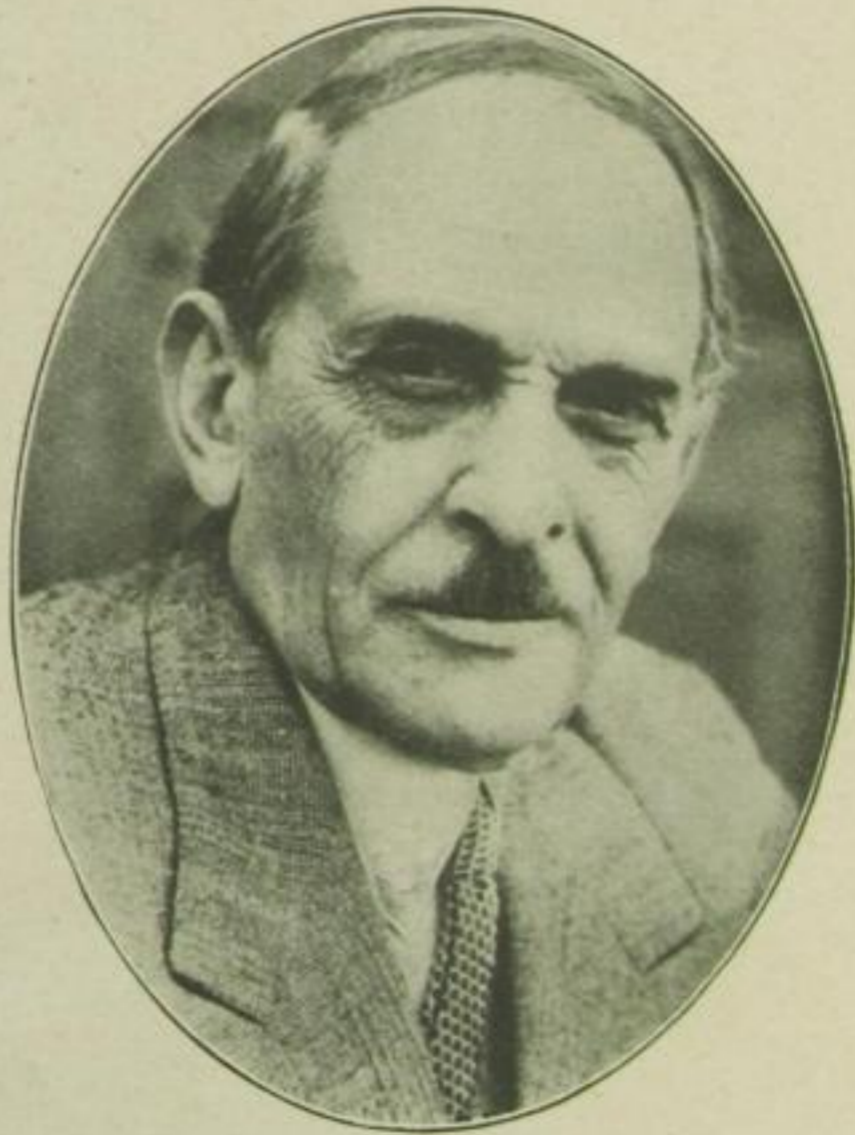
Fot. Binder

„Nie mehr lange Kleider!!!“
sagten wir noch 1927. „Wir wollen jung bleiben, wir wollen Kameradinnen des Mannes sein, wir wollen praktisch sein.“ 1928 trugen wir schon wieder die ersten langen Kleider.

und wichtig erachten. Warum schätzen wir sie so übertrieben ein? Und welcher Sinn kommt ihnen tatsächlich zu? Die Besinnung auf sie, die meistens rasch zusammenschrumpfen, wird uns zweifellos nicht davon abhalten, künftige Ereignisse wiederum zu überhöhen; sie ermöglicht uns jedoch, dem Ansturm der Tagessensationen besser gewachsen zu sein.

Größer als Schiller

Wie wir es heute treiben, ist es schon immer gewesen. In seinen Tagebüchern erwähnt der Dichter August von Platen einen Dramatiker Müller, dessen Werke er nicht überschwänglich genug feiern kann. Er hält ihn für das größte Theatergenie, er stellt ihn weit über Schiller. Wer weiß heute noch etwas von diesem Müller? Die Literaturgeschichten bewahren seinen Namen



„Erinnern Sie sich noch an Voronoff?“
Voronoff war der Mann, der vor einigen Jahren mit der Behauptung Aufsehen erregte, er könne den Menschen durch Übertragung von Affendrüsen verjüngen.



Die neue Sachlichkeit — auch längst historisch geworden:
Das künstlerische Foto: Reißzwecke im Weltall.

auf und stempeln ihn zu einem Epigonen. Immer wieder muß so die Nachwelt das Urteil der Zeitgenossen korrigieren. Es erklärt sich vermutlich daraus, daß zu allen Zeiten Talente leben, die einen sicheren Instinkt für das haben, was „in der Luft liegt“ und augenblicklicher Wirkung fähig ist. Ohne selber Neues schaffen zu können, holen sie sich aus den vorhandenen Gedanken und Werken die zugkräftigen Elemente heraus und verarbeiten sie in einer dem breiten Publikum faßlichen Weise. Daher ihr Ruhm, daher der Wahn, dem auch die klugen Köpfe verfallen: daß solche Talente die eigentlichen Originale noch überträfen.

Mit unserer Schnellebigkeit scheint auch die Verführungskraft der gerade gegenwärtigen Ereignisse zugenommen zu haben, und das große Beispiel Platens wird heute von vielen kleineren Geistern nachgeahmt, die zu Fehlurteilen längst nicht so berufen sind wie er. Seit der Jahrhundertwende etwa sind bereits zahlreiche Menschen zu den größten Männern des Jahrhunderts ernannt worden — eine Auszeichnung, die ihnen in der Regel höchstens für die Frist eines Jahres zuteil geworden ist. Und nicht anders schwelgen unsere Buchkritiken wahllos in Lobeshymnen auf sehr vergängliche Werke. Wenigstens wird die Gefahr dieses Verhaltens

dadurch teilweise aufgehoben, daß die unbedenkliche Vergötterung des Aktuellen denn doch Mißtrauen erweckt und sich rasch abzunutzen pflegt.

Der Untergang des Abendlandes

Der Erfolg des Buches: „Der Untergang des Abendlandes“ von Oswald Spengler ist gewiß noch in aller Erinnerung. Er war insofern einzigartig, als er ein Werk unter die Massen brachte, das nicht leicht zugänglich ist, sich trotz der Kritik der Universitätsprofessoren behauptete, weit über die Grenzen Deutschlands hinaus drang und eines Tages dann ebenso plötzlich verrauschte, wie er eingesetzt hatte. Es gab eine Zeit, in der die Gedanken Spenglers in jedermanns Munde waren, und Leute, die sich sonst um die Vorgänge weit hinten in der Türkei nicht kümmerten, seine welthistorischen Perspektiven für die ihren erklärten. Heute steht das Buch in den Bibliotheken, Bücherschränken und anderen Rumpelkammern. Seine Wirkung ist verflogen, und wahrscheinlich wird es jetzt sogar unterschätzt.

Die magische Kraft, mit der es die Menschen für kurze Zeit in Bann schlug, rührt sicher daher, daß es die Stimmung eines ganzen Volkes zu einem scheinbar allgemeingültigen Weltbild verdichtete. Das aus den Kriegsleiden und den Revolutionswirren in die Inflation eingrückte Volk fand sich durch dieses Werk auf eine Weise bestätigt, die ihm zur Quelle des Trostes wurde. Nach Spengler war sein Schicksal nicht die Folge der Verblendung oder eines Mangels an Voraussicht, sondern eine notwendige Stufe des welthistorischen Prozesses. Nicht Deutschland allein, das gesamte Abendland stand diesem Propheten zufolge vor dem Untergang. Nimmt man noch hinzu, daß das Buch insofern eine Wahrheit enthält, als unser Wirtschaftssystem tatsächlich in Umwandlungen von unabsehbarer Bedeutung begriffen ist, so darf die Wirkung nicht wundernehmen, die seine Verkündigung des Endes auf eine verzweifelte Menschheit

ausübte. Inzwischen ist die Zeit weitergerückt und die Verzweiflung der Einsicht gewichen, daß etwas geschehen muß und kann, um die schlimmen Zustände zu ändern. Und heute ist es eine Kleinigkeit, die Unhaltbarkeit der Vorhersagen Spenglers nachzuweisen und festzustellen, daß die Gewalt seiner Erkenntnis vom Untergang des Abendlandes nicht so sehr auf ihrer Richtigkeit als auf der Untergangsstimmung selber beruhte.

Achtung, Achtung!

Trifft es auch nicht zu, daß wir uns im Untergang befinden, so gehen wir doch unstreitig aus einer alten Ordnung spürbar in eine neue über. In solchen Epochen aber fehlen die festen Wertmaßstäbe, die eine verbindliche Beurteilung der sozialen, politischen, technischen und künstlerischen Ereignisse gestatten. Wir stehen gleichsam ohne Behausung im Freien, allen Erschütterungen wehrlos preisgegeben. Um so eher können uns Neuigkeiten jeder Art angreifen und übermannen. Sie treten uns als Sensationen entgegen, und schon dies: daß sie eine Ueberraschung bedeuten, genügt uns oft, um sie fälschlich als Vorkommnisse von überraschender Bedeutung zu werten.

Die Erfindung des Tonfilms zum Beispiel: was hat man sich nicht alles versprochen von ihr! Kaum daß sie bekanntgeworden ist, hat man sie zum Anfang einer neuen Kunstära gemacht und sie als eine Tat des Umsturzes gepriesen. Wenn sämtliche Erfindungen, denen eine derartige Tragweite nachgerühmt wird, die Welt wirklich umstürzten, bliebe bald kein Stein mehr auf dem andern, und wir hätten den Schaden davon. Mittlerweile ist ein halbes Jahrzehnt verflossen und die Sensation des Tonfilmes gewissermaßen in den Ruhestand getreten. Es hat sich bereits gezeigt, daß diese Erfindung das Gewesene nicht umstürzt, sondern allenfalls fortsetzt, ja, in mancher Hinsicht sogar einen Rückschritt bringt.

Fortsetzung Seite 107



Lithographie von Offerdinger. Sammlung Hobrecker.

Das ist die Hexe aus Hänsel und Gretel, bei der wir alle gern das Gruseln lernten:

„. . . Die Alte aber wackelte mit dem Kopfe und sprach: ‚Ei, ihr lieben Kinder, wer hat euch hierher gebracht? Kommt nur herein und bleibt bei mir. Ihr sollt's gut haben.‘“

. . . und wenn sie nicht gestorben sind,
dann leben sie heute noch . . .

Was Märchen uns heute noch erzählen

Von Hans Schiebelhuth

„In Märchen und Gedichten
erkennt man die wahren Weltgeschichten.“

Der Hans im Glück hat in der Fremde als Bauernknecht seine sieben Jahre treu und redlich gedient.

Zum Lohn bekommt er einen kopfgroßen Goldklumpen, und frohgemut macht er sich auf den Heimweg. Auf der Landstraße trifft er die gerissenen, vorteils-tüchtigen Schlauberger. Nach einer Kette



Holzschnitt von Alexander Zick, Sammlung Wiener

Gockel, Hinkel und Gackeleia, die Märchenwelt aus der Perspektive eines Hühnchens

„... da sah ich um einen Hügel herum die Residenz des Mausekönigs im Sternenschein liegen, oben auf dem Hügel das Schloß, von großen holländischen Käsen erbaut, die Häuser bestanden aus hohlen Kürbissen, auf den Dächern waren die schönsten Gärten von Schimmel angelegt, Patriziergeschlechter bewohnten alte Reiterstiefel, Patronentaschen, Tornister, Filzhüte. Das Schiff der großen Kirche bestand aus einem alten Koffer, die Türme aber waren zwei weißgebleichte Pferdeschädel, welche das Gebiß noch im Maule hatten...“

von entzückend törichten Tauschhändeln und jener kleinen Ungeschicklichkeit, bei der man zwei Steine ins Wasser plumpsen hört, steht der gute Kerl schließlich mit leeren Händen da... und freut sich. Und freut sich unbändig! Sein Herz ist zum Zerbersten voll vor Glück. Da geht er, um die Krümme des Wegs liegt sein Heimatdorf mit dem spitzen Kirchturm, die Kornfelder wogen golden im Abendlicht, er sieht den weidenumstandenen Weiher, den Apfelgarten des Bürgermeisters... und das kleine Haus, in dem die alte Mutter wohnt. Dorthin trägt der Hans sein Glück und seine Freude. Warum freut er sich so? Warum ist er so selig? Ist der Inhalt seines Glücks namenlos?

Fürs alltägliche Leben ist der Hans ungeheuerlich dumm. Aber: ... Ist ein lebendiges Pferd nicht schöner als ein plumper Klumpen Gold? Ist eine sanfte Milchkuh nicht einem bockigen Gaul vorzuziehen, besonders wenn man nicht reiten kann? Schmeckt ein saftiger Schweine-

braten nicht besser als zähes altes Kuhfleisch? Ist der unanfechtbare Besitz einer ehrlichen Mastgans nicht bedeutend angenehmer als der anfechtbare eines gestohlenen Schweins? Ist das Wandergewerbe eines Scherenschleifers nicht viel lustiger als die Beschäftigung, eine Gans unterm Arm spazieren zu tragen? Ist frei und ledig auszuschreiten nicht tausendmal herrlicher, als sich mit zwei schweren Steinen abzuschleppen?

Die weltfremde, ichrichtige, selbstunbewußte, glückspendende Hans - im - Glück-Dummheit ist für den Hans eine wahre, märchenhafte Art, klug zu



Holzschnitt von Walter Tiemann
Union Deutsche Verlags-Anstalt

Die Hexe aus Zwerg Nase.

Immer nur sehr alte und sehr häßliche Leute können im Märchen zaubern.

„... wollen sehen, wollen sehen! Kräutlein schaun, Kräutlein schaun; ob du hast, was ich brauche?“ antwortete die Alte, packte die Kräutlein, die so schön und zierlich ausgebreitet waren, mit ihren langen dünnen Fingern, brachte sie dann eines um das andere hinauf an die lange Nase und beroch sie hin und her...“

sein. Dieser alberne Bursche ist ein wortloser Weiser, ein reiner Lebenskünstler, ein Genie an Hellherzigkeit. Was dieser Hans nicht alles — ohne es zu wissen — weiß, — ohne es zu erkennen — darlebt! Arbeit ist ihrer selbst wert. Aller Besitz ist verdrießlich; die einzige, letzthin menschenwürdige Form des Besitzes ist der



Lithographie von Otto Speckter

Der gestiefelte Kater, der alles konnte, und dem wir alles glaubten.

„... währenddessen näherte sich der Kater ehrfurditsvoll dem König und sagte, Diebe hätten seinem Herrn, während er badete, die Kleider gestohlen. Sogleich befahl der König seinen Dienern, das schönste Kleid aus seinem Schloß herbeizuholen...“



Zeichnung von Hugo Vogel. Mit Genehmigung des Verlags Braun & Schneider

Fundevogel

Lenchen erfährt von der alten Köchin, daß Fundevogel gekocht werden soll.

„... hör einmal, alte Sanne, was trägst du denn soviel Wasser zu?“ „Wenn du's keinem Menschen widersagen willst, so will ich dir's wohl sagen. Morgen früh, da koche ich das Wasser, und wenn's im Kessel siedet, werfe ich den Fundevogel hinein und will ihn darin kochen.“

Selbstbesitz, denn wer sich selbst besitzt — und sei es in lauter Dummheit — ist so reich, daß er unbekümmert auf alles münzbare und gemünzte Gold der Welt verzichten kann. Aus der Fremde heimkommen, wohlbehalten und heil heimkommen, ist ein so riesenhaftes Glück, daß man nichts mitzubringen braucht. Die Freude am Leben, am Atemhaben, am eignen Herzschlag, die selige Augen- und Ohrenlust, die Begeisterung am sausen, rauschenden, fliegenden, taumelnden, steigenden, schwebenden Dasein ist die Freude, die sich immer und ewig lohnt.

Mögen die Schlauberger den Hans sein Leben lang betrügen! Er ist in seiner Dummheit gefeit. Er kann keinen Schaden nehmen an seiner Seele. Er ist und bleibt ein ragender Richturm an Rechtchaffenheit, er ist und bleibt im Glück.

*

Alle Märchen, die von Menschen handeln, erzählen vom Ich und der Gegenwelt. Das Ich ist



Holzschnitt von Ludwig Richter

Der Däumling:
Menschenfresser
sind weniger
der Schrecken der
Kinder als der
Pädagogen

„... Ich wittre, ich wittre Menschenfleisch.“ Die Frau wollte es ihm ausreden, aber er ging seinem Geruch nach und fand die Kinder. Schon wetzte er sein langes Messer, den Däumling zu schlachten, und nur allmählich gab er den Bitten seiner Frau nach, die Kinder noch ein wenig am Leben zu lassen und aufzufüttern, weil sie doch gar zu dürr seien, besonders der kleine Däumling...“

immer richtig, die Gegenwelt ist immer verkehrt. Sie enden immer so, daß das richtige Ich über die verkehrte Gegenwelt triumphiert. Sie dichten die siegreiche Magie des Ich, und dies um so eindringlicher, je gefährlicher und widerwärtiger die Gegenwelt ist. Meistens behauptet das Ich sich allein. Wenn es aber zu schwach ist, dann kommen ihm in seiner Richtigkeit gute Geister zu Hilfe, liebliche Feen, kundige Wichtelmänner, wissende Waldvögel... oder der Jäger geht am Großmutterhaus vorbei und hört den Wolf schnarchen.

Im „Hans - im - Glück“ ist die Gegenwelt kühl berechnend, marktgängerisch

Nichts freut alle Menschen mehr, als wenn einer immer wieder reingelegt wird

„... ‚Pfiffikus‘, antwortete der, ‚dir fehlt nichts, als daß du ein Schleifer würdest wie ich. Dann klingt dir das Geld in allen Taschen. Dazu braudit es nur eines guten Schleifsteins. Den geb’ ich dir für deine Gans. Willst du?‘ ‚Ob ich will? Freilich!‘ rief Hans erfreut...“



Stahlstich von Brennhäuser

Hans im Glück



Zeichnung von Franz Pöck

Alle Kinder sind schlauer als der böse Menschenfresser

„... da sprach der Alte mit grauser Stimme: ‚Da drin, da drin ist Menschenfleisch. Reck du deinen Finger heraus, damit ich sehe, ob du fett bist.‘ Da hielt das Büblein ein Hölzlein heraus. Das betastete der Menschenfresser und sprach: ‚Dieses Stück ist noch holzdürr! Es muß noch gemästet werden.‘“

und prellt gern. Im Märchen von der Gackeleia zu Hanau erfährt man sie als eine tiefe, süße, melodische Verzauberung. Im Märchen vom fliegenden Koffer ist sie phantastisch, bunt und flitternd. Aber in den meisten Märchen, besonders den älteren, wird sie schrecksam und gräßlich dargestellt. Sie ist roh, hämisch, verworren, unheimlich, gespenstisch, grausam, gemein, böse, tückisch, blutigierig. Mörder, Menschenfresser, Moloche, Wölfe, Hexen, Räuber, Ungetüme, Finsterlinge, Dämone treten auf den Plan. Aber immer triumphieren die tapferen Schneiderlein, die holden Rotkäppchen, die mißhandelten Stiefkinder, die verzauberten Prinzen, die armen Wanderesellen, die Aschenputtel, die

Däumelinge über die widre Welt der Fratzen, der Nachtalben, der Unholde.

Die Darstellungsweise im Märchen ist einfach. Das Ganze und Echte behauptet sich gegen das Abgründige und Zerklüftete, das Trügerische und Böse. Um die helle und einfältige Freude am Leben aufzurufen, wird die urtümliche Feindseligkeit der finsternen Weltkräfte, werden die Schrecken und Bedrohungen der Erde und des Alls mit schauerhaften Gestalten dargestellt. Um das Glück am Selbstbesitz herauszuheben, wird die Qual der Verwandlung in ein häßliches Tier, das Verhextsein in einen von den sieben Raben, in einen Froschkönig, in den Zwerg Nase geschildert.

Fortsetzung auf Seite 103



Holzschnitt von Ludwig Richter

Die lügenhaftesten Geschichten sind die schönsten

„... da lief dem Schneiderlein endlich, wie man sagt, die Laus über die Leber, es langte nach einem Tuchlappen, und als es abzog und zählte, so lagen nicht weniger als sieben tot vor ihm und streckten die Beine. ‚Bist du so ein Kerl?‘ sprach er und mußte selbst seine Tapferkeit bewundern, „das soll die ganze Stadt erfahren.“



Im Wald ist's immer Frühling.

Aufnahme Seidenstücker

Gespräche zwisc

Drei Szenen um das gleiche Thema

In der Sofaecke

Der junge Mann mit der gemusterten Krawatte blickte nervös nach der Ecke des Sofas, wo das junge Mädchen saß. Sie schaute gespannt auf ihr Taschentuch. Dieses Taschentuch mußte wohl in Farbe oder Material etwas ganz Besonderes sein, denn sie war in seine Betrachtung restlos vertieft. Der junge

Mann räusperte sich ohne innere Notwendigkeit, aber mit hörbarem Geräusch.

„Wünschen Sie eine Zigarette?“ sagte er.
„Nein, danke sehr“, sagte sie. „Vielen, vielen Dank.“

„Es tut mir leid, daß ich nur die eine Sorte habe“, sagte er. „Sie sind wohl an andere gewöhnt?“

„Ich weiß wirklich nicht“, sagte sie. „Ich glaube ja, aber ich danke Ihnen sehr.“



hen Liebesleuten

Von
Dorothy Parker

„Wenn Sie nämlich keine haben“, sagte er, „kann ich Ihnen in einer Minute von der Ecke welche holen.“

„Oh, danke sehr“, sagte sie, „aber ich möchte um nichts in der Welt, daß Sie sich solche Umstände machen. Es ist reizend von Ihnen. Tausend Dank.“

„Hören Sie doch um Himmels willen mit dem ewigen Danken auf“, sagte er.

„Oh, entschuldigen Sie“, sagte sie. „Ich wußte nicht, daß ich etwas verbrochen habe. Es tut mir riesig leid, wenn ich Ihre Gefühle verletzt habe. Ich weiß, was es heißt, wenn Gefühle verletzt werden. Ich war mir nicht bewußt, daß es beleidigend ist, jemandem Danke sehr zu sagen. Ich muß mich erst daran gewöhnen, daß man mich anspricht, wenn ich Danke sehr gesagt habe.“

„Ich habe Sie nicht angeschrien“, sagte er.



Aufnahme von

„Ich habe nichts weiter gesagt, als Sie einfach gefragt, ob ich hinuntergehen soll, um Ihnen Zigaretten zu holen. Als wenn das nun ein Grund wäre, um gleich in die Luft zu gehen.“

„Wer geht in die Luft?“ fragte sie. „Ich wußte nicht, daß es so eine schwere Beleidigung war, Ihnen zu sagen, daß

Sie sich keine Umstände machen sollten. Aber ich bin eben wohl eine dumme Gans.“

„Soll ich nun gehen und Ihnen Zigaretten holen, oder nicht?“ sagte er.

„Himmel, wenn Ihnen so viel daran liegt, wegzugehen. Bitte, lassen Sie sich nicht abhalten“, sagte sie.

„Ach, bitte, seien Sie nicht so“, sagte er.

„Was soll ich nicht sein?“ sagte sie. „Ich bin doch gar nicht . . .“

„Was ist denn los?“ sagte er.

„Los? Gar nichts ist los“, sagte sie. „Warum fragen Sie denn?“

„Sie waren den ganzen Abend so komisch zu mir“, sagte er. „Vom Augenblick an, wo ich ins Zimmer trat. Sie haben kaum ein gerades Wort zu mir gesprochen.“

„Es tut mir schrecklich leid, daß Sie sich hier nicht wohl fühlen“, sagte sie. Ich weiß, daß Sie sich bei hundert anderen Leuten viel, viel besser amüsieren können. Als Sie sagten, Sie kämen heute abend, da habe ich eine Menge Verabredungen abgesagt, Theater, Abendessen und ähnliches. Aber es macht gar nichts. Es würde mich wirklich freuen, wenn Sie irgendwohin gehen, wo Sie sich unterhalten. Es ist kein angenehmes Gefühl, dazusitzen und zu wissen, daß jemand sich zu Tode langweilt.“

„Aber ich langweile mich doch nicht“, sagte er. „Ach, Kindchen, sag mir doch, was mit dir los ist. Bitte, sag's.“

„Ich weiß tatsächlich gar nicht, wovon Sie sprechen“, sagte sie. „Es ist nicht das geringste mit mir los. Ich weiß nicht, was Sie meinen.“

„Ach, Sie verstehen schon“, sagte er. „Etwas ist bestimmt los. Was habe ich denn verbrochen?“

„Ach Gott“, sagte sie, „ich habe natürlich kein Recht, mich in Ihre Angelegenheiten zu mischen. Sie können natürlich machen, was Sie wollen.“

„Ach, hören Sie doch bitte mit diesen Redensarten auf“, sagte er.

„Was für Redensarten?“ sagte sie.

„Sie wissen sehr gut“, sagte er. „Als ich heute früh mit Ihnen telefonierte,

haben Sie genau so mit mir geredet. Sie waren so schnoddrig, daß ich gar nicht wußte, was ich sagen sollte.“

„Verzeihung“, sagte sie, „was war ich? Ich habe nicht recht verstanden.“

„Also, es tut mir leid“, sagte er, „aber es ist mir nun einmal entschlüpft. Sie bringen mich eben ganz aus der Fassung.“

„Ich kann nicht gerade behaupten, daß ich gewohnt bin, solche Dinge zu hören“, sagte sie.

„Ich habe Ihnen doch gesagt, daß es mir leid tut“, sagte er. „Wirklich, Kindchen, es ist mein Ernst. Seien Sie mir nicht böse, bitte, bitte.“

„Ach, Sie brauchen sich wirklich nicht zu entschuldigen“, sagte sie. „Ich mache mir doch wahrhaftig nicht das geringste daraus. Es berührt nur etwas seltsam, wenn jemand, den man für einen Gentleman hielt, sich hinsetzt und derartige Reden führt. Im Grunde ist ja alles ganz egal.“

„Ich merke, Sie haben etwas gegen mich“, sagte er.

„Ich sollte etwas gegen Sie haben?“ sagte sie. „Wie kommen Sie auf so etwas? Was soll ich denn gegen Sie haben?“

„Das frage ich Sie ja gerade“, sagte er. „Können Sie mir nicht verraten, was ich verbrochen habe? Habe ich das Geringste getan, was Ihre Gefühle verletzen konnte, Kindchen? Ich war nur ganz unglücklich über Ihre Art am Telefon und konnte den ganzen Tag nichts Vernünftiges mehr arbeiten.“

„Es täte mir wirklich schrecklich leid“, sagte sie, „wenn ich das Gefühl hätte, Sie in Ihrer Arbeit zu stören. Ich weiß, vielen anderen Mädchen wäre das ganz gleichgültig, aber ich bin darin anders. Es ist wirklich sehr peinlich, hören zu müssen, daß man andere Leute an ihrer Arbeit hindert.“

„Das habe ich doch gar nicht gemeint“, sagte er. „Das habe ich doch überhaupt nicht gesagt. Alles, was ich mache, ist falsch. Ist es Ihnen lieber, wenn ich gehe?“

„Ach, bitte, tun Sie ganz, was Sie für richtig halten“, sagte sie. „Ich will Sie um Himmels willen nicht zurückhalten.“

Gehen Sie doch lieber irgendwohin, wo Sie sich nicht langweilen. Warum gehen Sie nicht z. B. zu Liselotte Löhrs? Ich bin überzeugt, sie würde sich riesig freuen."

"Aber warum soll ich denn zu Liselotte Löhrs hin?" sagte er. "Sie geht mir so auf die Nerven."

"Ach, denken Sie mal an!" sagte sie. "Sie schien Ihnen aber gestern abend auf Ernas Gesellschaft gar nicht so furchtbar auf die Nerven zu gehen. Sie haben außer mit ihr mit niemand anders ein Wort gesprochen."

"Wissen Sie auch, warum ich mit ihr gesprochen habe?" sagte er.

"Ganz einfach, weil Sie sie wahrscheinlich reizvoll fanden", sagte sie. "Manchen Leuten gefällt sie ja. Warum auch nicht, über Geschmack läßt sich nicht streiten."

"Ich weiß nicht, ob sie hübsch oder häßlich ist", sagte er. "Ich habe mit ihr geredet, weil Sie mich gestern überhaupt nicht beachtet haben. Sie haben mir kaum die Fingerspitzen gereicht. Ich wollte mich immer wieder zu Ihnen setzen, aber Sie waren ganz von oben herab und ließen mich einfach stehen."

"Ich habe Sie von oben herab behandelt?" sagte sie. "Ach, das ist ja köstlich. Sie gestatten, daß ich herzlich lache. Von dem Augenblick an, wo Sie ins Zimmer traten, redeten Sie überhaupt nur mit Liselotte Löhrs. Sie beide schienen sich geradezu herrlich zu amüsieren. Man hatte das bestimmte Gefühl, nicht stören zu dürfen."

"Ach Gott", sagte er, "diese Person setzte sich einfach neben mich hin und redete auf mich ein, bevor ich zu jemand anders ein Wort sagen konnte. Was sollte ich tun? Ich konnte ihr doch keinen Faustschlag versetzen, nicht wahr?"

"Es fiel mir nicht auf, daß Sie auch nur den Versuch gemacht hätten", sagte sie.

"Sie haben doch aber gemerkt, wie ich immer wieder versucht habe, mit Ihnen zu reden", sagte er. "Aber was haben Sie geantwortet? Ganz spitz: Guten Abend. Dann kam diese — wie heißt

sie gleich? — wieder an, und ich konnte nicht vom Fleck weg. Liselotte Löhrs! Ich finde sie fürchterlich. Wollen Sie meine Ansicht über sie wissen? Sie ist einfach eine blöde Pute."

"Gewiß", sagte sie, "diesen Eindruck hat sie mir von jeher gemacht. Aber man kann doch nie wissen. Ich habe sogar gehört, daß manche Leute sie hübsch finden. Tatsächlich."

"Na, auf jeden Fall kann sie nicht hübsch sein, wenn sie gleichzeitig mit Ihnen in einem Zimmer sitzt", sagte er.

"Sie hat so eine komische Nase", sagte sie. "Eigentlich tut mir ein Mädchen mit so einer Nase leid."

"Sie hat eine schreckliche Nase", sagte er. "Dafür haben Sie aber ein süßes Näschen, ach, was haben Sie für ein goldiges Näschen."

"Ach wo", sagte sie, "was fällt Ihnen ein?"

"Und wunderbare Augen", sagte er, "und wunderbares Haar und einen wunderbaren Mund. Und wunderbare Hände! Gib mir eins dieser Patschhändchen. Is das nich ein dutes tleines Händchen? Wer hat die goldigsten Händchen der Welt? Wer ist das süßeste Mädel von der Welt?"

"Ich weiß nicht", sagte sie. "Vielleicht Liselotte Löhrs?"

"Ach, zum Teufel mit Liselotte Löhrs!" sagte er. "Wenn ich denke, daß ich vorige Nacht kein Auge zugetan habe und den ganzen Tag keinen Strich arbeiten konnte, weil du mich nicht angeguckt hast! Ein Mädel wie du, die auf eine Person wie Liselotte Löhrs eifersüchtig ist!"

"Ich glaube, Sie sind ganz verdreht", sagte sie. "Ich und eifersüchtig? Wie kommen Sie nur darauf? Sie sind ja verrückt! Ach, meine Wasserwelle. — Warten Sie einen Augenblick, bis ich meinen Kamm nehme. — So . . ."

Am Telefon

"Hier ist Detroit. Ich verbinde", sagte das Fräulein vom Amt.

"Hallo", sagte das Mädchen in New York.

„Hallo“, sagte der junge Mann in Detroit.

„Ach, Jack“, sagte sie. „Herrlich, endlich deine Stimme zu hören. Du kannst dir gar nicht denken, wie sehr ich —“

„Hallo“, sagte er.

„Ach, kannst du mich nicht hören?“ sagte sie. „Sonderbar, ich höre dich so deutlich, als wenn du neben mir säßest. Geht's jetzt besser, Liebling? Kannst du mich jetzt hören?“

„Wen wünschen Sie eigentlich zu sprechen?“ sagte er.

„Dich, Jack, dich, dich!“ sagte sie. „Hier ist Jill, Liebling. Ach, wenn du mich bloß verstehen könntest! Jill.“

„Wer?“ sagte er.

„Jill“, sagte sie. „Erkennst du wirklich meine Stimme nicht? Hier Jill, Jill.“

„Ach so“, sagte er. „Na, endlich, jetzt verstehe ich. Wie geht's denn?“

„Mir geht's ganz gut“, sagte sie. „Das heißt, nein, Liebling, mir geht's gar nicht. Ach, es ist schrecklich, ich halte es nicht mehr aus. Wann kommst du zurück? Du kannst dir nicht denken, wie furchtbar es ohne dich ist. Sag, wann kommst du endlich? Es dauert ja eine Ewigkeit. Du hast gesagt, es würde bloß vier bis fünf Tage dauern. Und nun sind's fast drei Wochen. Es kommt mir wie Jahre vor. Ach, Liebster, es war wirklich gräßlich. Es ist . . .“

„Hallo“, sagte er, „es tut mir schrecklich leid, aber ich kann kein einziges Wort verstehen. Kannst du nicht etwas lauter sprechen?“

„Ich werde versuchen“, sagte sie, „ich werde versuchen. Ist's jetzt besser? Kannst du jetzt hören?“

„Jetzt höre ich etwas“, sagte er, „aber sprich nicht so schnell. Was hast du vorhin gesagt?“

„Ich sagte, daß es schrecklich ist ohne dich“, sagte sie. „Die Tage kommen mir ewig vor, Liebster. Und kein Wort von dir! Das hat mich ganz verrückt gemacht. Nicht einmal eine Postkarte oder ein . . .“

„Wahrhaftig, ich hatte keine freie Minute“, sagte er. „Ich habe wie ein Ver-

rückter gearbeitet. Ich war in einer ewigen Hetzjagd.“

„Ach, wirklich“, sagte sie. „Das tut mir leid. Ich war eben unvernünftig. Aber weißt du, wirklich — es war eine Hölle, so ohne ein Wort von dir. Wenn du wenigstens einmal telefoniert hättest. Nur um gute Nacht zu sagen — du weißt, wie du es früher immer getan hast, wenn du fort warst —“

„Ich wollte dir so oft telefonieren“, sagte er. „Aber dann dachte ich immer, du bist wahrscheinlich aus, oder sonst was.“

„Ich war niemals aus“, sagte sie. „Ich bin immerzu ganz allein gewesen. Ich konnte einfach nicht anders. Ich mag niemand mehr sehen. Jeder fragt mich: Wann kommt Jack zurück? Was hören Sie von Jack? Und ich habe immer Angst, ich fange vor allen Leuten zu weinen an. Weißt du, Liebling, es tut mir so weh, wenn alle nach dir fragen und ich zugeben muß, daß ich nichts —“

„Das ist heute eine ganz verflucht schlechte Verbindung“, sagte er. „Ich verstehe nicht, was sagst du? Was tut dir weh?“

„Ich meinte, es tut mir so weh, wenn mich die Leute nach dir fragen“, sagte sie, „und wenn ich ihnen antworten muß. — Aber lassen wir das, lassen wir das. Wie geht es dir, Liebster? Erzähl mir, wie's dir geht.“

„Ach, ganz gut“, sagte er, „bloß müde wie ein Pferd. Wie steht's mit dir?“

„Jack, ich — ach, das wollte ich dir ja erklären“, sagte sie. „Ich bin so verzweifelt. Ich werde ganz wahnsinnig. Was soll ich bloß tun? Jack, was soll bloß aus uns werden?“

„Hallo, ich kann doch kein Wort verstehen, wenn du so flüsterst“, sagte er. „Kannst du nicht lauter sprechen?“

„Ich kann das alles doch nicht durch das Telefon schreien“, sagte sie. „Hast du denn gar kein Gefühl? Fühlst du nicht, was ich dir sage? Fühlst du nichts? Fühlst du nichts?“

„Ich gebe es auf“, sagte er. „Erst flüsterst du, und dann schreist du. Schau, das ist doch ganz sinnlos. Ich kann nichts

hören bei dieser miserablen Verbindung. Warum schreibst du mir keinen Brief? Schreib lieber, willst du? Und ich werde dir auch schreiben, ja?"

„Jack, so hör doch zu, hör doch zu“, sagte sie. „Ich muß dich sprechen. Ich sag dir doch, daß ich ganz verrückt werde. Bitte, Liebster, höre doch, was ich dir sage. Jack! Jack! Ich —“

„Einen Augenblick“, sagte er. „Jemand klopfte grade an meine Tür. (Herein! Bitte, nicht so laut. Kommt nur herein! Hängt eure Mäntel dort an der Ecke auf und setzt euch. Whisky ist im Schrank, und das Eis ist im Kühler. Macht es euch nur bequem. Tut so, als wenn ihr in einer richtigen Bar wäret. Ich komme gleich zu euch.) Hallo. Da sind eben ein Dutzend verrückte Indianer zu mir gekommen, und ich kann kein Wort mehr hören. Du bist lieb und schreibst mir morgen einen Brief, ja?“

„Einen Brief schreiben?“ sagte sie. „Ach Gott, glaubst du denn, daß ich dir nicht schon längst geschrieben hätte, wenn ich gewußt hätte, wo du zu erreichen bist. Ich wußte ja deine Adresse nicht, bis ich heute in deinem Büro angerufen habe. Ich war schon ganz —“

„Ach so“, sagte er. „Ich dachte (ach, seid doch ein bißchen ruhiger, ja? Laßt mich doch zu Ende reden. Das ist nämlich ein kostspieliges Ferngespräch hier). Sag mal, das muß dich ja heute eine Million Dollar kosten. Du solltest nicht so leichtsinnig sein.“

„Glaubst du, daß ich an so etwas denke?“ sagte sie. „Ich fühle, daß ich einfach sterbe, wenn ich dich nicht spreche. Wirklich, ich wäre daran gestorben, Jack. Liebling, sag, was ist das? Willst du denn wirklich nicht mit mir reden? Sag, was hat dich so verändert? Ist es. — Liebst du mich denn gar nicht mehr? Jack, sage!“

„Hallo, ich kann nicht verstehen“, sagte er, „ob ich was —?“

„Ich bitte dich“, sagte sie. „Bitte, bitte, Jack, hör doch endlich zu. Wann kommst du wieder, Liebling? Ich brauche dich

so. Ich brauche dich so schrecklich. Wann kommst du wieder?“

„Ja, siehst du, das ist es eben“, sagte er. „Darüber wollte ich dir gerade morgen schreiben. (Kinder, hört doch endlich mit dem Lärm auf. Es ist schon kein Spaß mehr.) Hallo, hörst du mich gut? Nun, siehst du, es hat sich heute herausgestellt, daß ich wahrscheinlich für eine Zeitlang nach Chicago muß. Es scheint ein schönes Geschäft zu werden, und ich glaube nicht, daß ich sehr lange dort bleiben muß. Ich denke, daß ich nächste Woche hinfahre.“

„Jack, um Gottes willen nicht“, sagte sie. „Ach, tu mir das nicht an. Du kannst das einfach nicht tun. Du kannst mich nicht so allein hier lassen. Ich muß dich sehen, Liebster. Ich muß. Du mußt zu mir zurück, oder ich komme zu dir. Ich überlebe das sonst nicht, Jack. Ich —“

„Schau, wir wollen uns jetzt lieber gute Nacht sagen“, sagte er. „Wir können uns doch so schlecht verständigen. Und außerdem ist hier so ein Spektakel (Kinder, hört doch mit der Harmonika auf. Das ist ja furchtbar!). So, jetzt geh schön schlafen, und ich schreib dir morgen über alles.“

„Jack“, sagte sie, „einen Augenblick. Du mußt mir helfen, Liebling. Sag mir wenigstens etwas, was mich über diese Nacht hinwegbringt. Sag, daß du mich liebst. In Gottes Namen sag mir, daß du mich noch liebst. Sag es! Sag es!“

„Ach, ich kann wirklich nicht sprechen“, sagte er. „Das ist ganz furchtbar hier. Ich schreib dir morgen ganz, ganz früh. Wiedersehen! Dank dir für deinen Anruf.“

„Jack“, sagte sie, „Jack, geh noch nicht. Nur noch eine Minute! Ich muß dich sprechen. Ich werde ganz ruhig sprechen. Ich werde nicht weinen. Ich werde so sprechen, daß du mich verstehen kannst. Bitte, Liebling, bitte —“

„Sprechen Sie noch?“ fragte das Fräulein vom Amt.

„Nicht trennen!“ rief sie. „Nicht trennen! Nicht trennen! Rufen Sie ihn zurück. Rufen Sie schnell noch einmal!“

Ach, nein, lassen Sie es sein, lassen Sie es sein. Es hat keinen Sinn. Gar keinen Sinn . . .“

Im Teerraum

Der junge Mann in dem schokoladenbraunen Anzug setzte sich an den Tisch. Das Mädchen mit der künstlichen Kamelie im Knopfloch wartete bereits vierzig Minuten.

„Habe mich wohl verspätet?“ sagte er. „Tut mir leid, daß du warten mußt.“

„Ach wo“, sagte sie. „Ich bin ja selbst eben erst gekommen. Ich war nur ans Büfett gegangen und hatte mir etwas bestellt, weil ich ganz verdurstet nach Tee war. Ich bin kaum länger als eine Minute hier.“

„Na, dann ist's ja gut“, sagte er. „Halt, halt, nicht so viel Zucker — ein Stück ist mehr als genug. Und stell bloß diese Kuchen weg. Schrecklich! Mir ist schrecklich zumute.“

„Nanu“, sagte sie. „Was ist denn los?“

„Ach, ich bin ganz erledigt“, sagte er. „Ich bin in einer gräßlichen Verfassung.“

„Ach, armer Kerl“, sagte sie. „Na, was ist denn bloß mit ihm geschehen? Und da kommt er von so weit her, um mich hier zu treffen! Das wäre wirklich nicht nötig gewesen. — Ich hätte volles Verständnis dafür gehabt!“

„Ach laß“, sagte er. „Ich kann ebenso gut hier sein als anderswo. So wie ich mich heute fühle, ist mir alles ganz egal. Ach, ich bin ganz kaputt.“

„Sag mal, das ist ja schrecklich“, sagte sie. „Du armer Kerl, du. Ich hoffe bloß, es ist keine Influenza. Man sagt, die herrscht jetzt.“

„Influenza!“ sagte er. „Ich wünschte, ich hätte bloß das. Ich bin wie ausgepumpt. Weißt du, wann ich zu Bett gegangen bin? Heute früh um ½6! Donnerwetter, war das eine Nacht!“

„Ach, denk mal an“, sagte sie. „Ich dachte, du wolltest gestern abend noch ins Büro gehen, weil du zu arbeiten hattest. Du sagtest mir doch, daß du so schrecklich viel zu tun hättest.“

„Ja, das stimmt“, sagte er. „aber weißt du, ich konnte mich einfach nicht dazu entschließen, wieder in dieses verfluchte Büro zu gehen. Na, und da ging ich zu Joe — sie gab grade eine Gesellschaft. Uebrigens, da war jemand, der dich kennt.“

„Ach“, sagte sie. „Mann oder Frau?“

„Jane“, sagte er. „ihr Name ist Jane Meller. Sag, warum hast du mir nie vorher von ihr erzählt? Das ist einmal ein Mädel! Gott, sieht das Mädel aus!“

„Ach, wirklich?“ sagte sie. „Ist das komisch — das habe ich noch nie von ihr sagen hören. Manche Leute behaupten, sie sieht ganz nett aus. Wenn sie sich bloß nicht so herrichten würde. Aber ich hab noch niemals gehört, daß jemand sie hübsch findet.“

„Hübsch ist gut“, sagte er. „Gott, hat die zwei Augen —.“

„Ach, wirklich?“ sagte sie. „Das ist mir nie bei ihr aufgefallen. Allerdings habe ich sie jetzt lange nicht gesehen. Menschen verändern sich so oft.“

„Sie sagt, sie ist mit dir in die Schule gegangen“, sagte er.

„Na ja, wir gingen in dieselbe Schule“, sagte sie. „Aber sie war drei, vier Klassen über mir. Sie ist viele Jahre älter als ich.“

„Sie ist drei, vier Klassen über allen“, sagte er. „Kinder, kann das Mädel tanzen. ‚Hupf, mein Maderl, hupf!‘ hab ich immerzu gesungen. Na, ich glaube, ich war hübsch beschwipst.“

„Ich war gestern abend auch aus“, sagte sie. „mit Rolf Schneider. Er hat mir gar keine Ruhe gelassen. Ich mußte mit ihm ausgehen. Er ist der fabelhafteste Tänzer, den ich kenne. Du liebe Zeit! Ich weiß nicht, wie spät es war, als ich nach Haus kam. Ich muß heut fürchterlich verkatert aussehen. Stimmt's?“

„Du siehst sehr gut aus“, sagte er.

„Rolf ist ganz verrückt“, sagte sie. „Gott, was hat der mir alles für Dinge gesagt. Er hat sich in den Kopf gesetzt, ich hätte so wunderschöne Augen. Na, und nun sprach er über nichts anderes,

daß ich wirklich nicht mehr wußte, wo ich hingucken sollte, so verlegen wurde ich. Ich bin so rot geworden, daß ich das Gefühl hatte, alle Leute im Saal müßten es merken. Wunderschöne Augen! Ist er nicht verrückt?"

„Warum denn?“ sagte er. „Denk dir, diese kleine Meller — sie kriegt täglich neue Anträge zum Tonfilm. Na, warum entschließen Sie sich nicht“, fragte ich sie. Ich habe ihr so zugeredet. Aber sie sagt immer wieder, sie möchte es nicht.“

„Denk mal an“, sagte sie. „Ach, übrigens, da fällt mir ein, daß ich dich etwas fragen wollte. Hast du zufällig vorige Nacht bei mir angerufen?“

„Ich?“ sagte er. „Nein, ich habe nicht angerufen.“

„Mutter sagte mir nämlich, daß immerzu von derselben männlichen Stimme angerufen wurde, als ich weg war“, sagte sie. „Ich dachte, du wärest es zufällig gewesen. Wer kann es bloß gewesen sein. Ach — ich kann's mir schon denken. Ja, ja, ich weiß schon, wer es war!“

„Nein, ich habe dich nicht angerufen“, sagte er. „Ich hab wahrhaftig gestern an kein Telefon gedacht. Gott, hatte ich einen Kater heute morgen! Gegen 10 rief ich Jane an, und sie sagte, es ginge ihr großartig. Die kann was an Alkohol vertragen!“

„Bei mir ist es komisch“, sagte sie. „Es wird mir ganz übel, wenn ich ein Mädels trinken sehe. Ich kann dir das nicht so erklären. Bei einem Mann macht es mir gar nichts aus. Aber ich finde es fürchterlich, wenn eine Frau trinkt.“

„Ja, die kann was vertragen“, sagte er. „Und dabei heute frisch wie ein Fisch. Das ist ein Kerl. Halt, was machst du denn da? Ich will doch keinen Tee mehr, danke. Diese ganze Konditoreiluft ist gräßlich. Nichts als alte Damen. Guck dich nur mal um. Da kann einem der Appetit vergehen.“

„Na ja, dir wäre natürlich so ein verrauchtes Trinklokal lieber“, sagte sie. „Es tut mir leid, aber ich kann nichts dafür. Gott, es gibt Leute genug, die glücklich sind, wenn sie mit mir irgendwo

Tee trinken können. Täglich werde ich von Dutzenden von Leuten gequält, ich soll bloß kommen, mit ihnen Tee trinken. Dutzende!“

„Schön, schön, aber nun bin ich ja hier“, sagte er. „Reg dich nicht auf.“

„Ich könnte dir Namen nennen —“ sagte sie.

„Schon gut“, sagte er. „Was soll das alles?“

„Du lieber Himmel, es geht mich ja gar nichts an, was du tust“, sagte sie. „Aber es ist mir schrecklich, zu sehen, wie du deine Zeit mit Leuten verbringst, die nicht im geringsten zu dir passen. Das ist alles.“

„Mach dir nur keine Sorgen wegen mir“, sagte er. „Es ist schon alles gut so. Aergere dich nicht.“

„Ich kann aber einfach nicht vertragen, wenn du in so falscher Umgebung bist“, sagte sie. „Bleibst die ganze Nacht auf und fühlst dich dann am nächsten Tage scheußlich. Ach, ich hatte ja ganz vergessen, daß du heute so elend bist. Da mache ich dir nur Vorwürfe, und der arme Kerl fühlt sich so schlecht. Armer Junge. Ist's jetzt ein bißchen besser?“

„Ach, mir geht's sehr gut“, sagte er. „Ich fühle mich großartig. Möchtest du noch irgend etwas? Wollen wir nicht zahlen? Ich muß nämlich vor 6 noch telefonieren.“

„Ach so“, sagte sie. „Wohl Jane anrufen?“

„Sie könnte jetzt schon zu Hause sein“, sagte er.

„Triffst du sie heute abend?“ sagte sie.

„Sie wollte mich wissen lassen, wann ich kommen kann“, sagte er. „Sie hat sicher tausend Verabredungen. Warum fragst du?“

„Ach, es fiel mir nur so ein“, sagte sie. „Gott, ich muß ja eilen! Ich bin ja mit Rolf zum Essen verabredet. Und er ist so verrückt, daß er wahrscheinlich schon jetzt auf mich wartet. Er hat heut mindestens hundertmal angerufen.“

„Warte, bis ich gezahlt habe“, sagte er. „Und dann setze ich dich in einen Autobus.“

(Fortsetzung auf Seite 110)



Nasses Haar
Aufnahme Jean Moral

Überschrift: romantisch

Unsere Zeichner suchen die Romantik ihrer Zeit

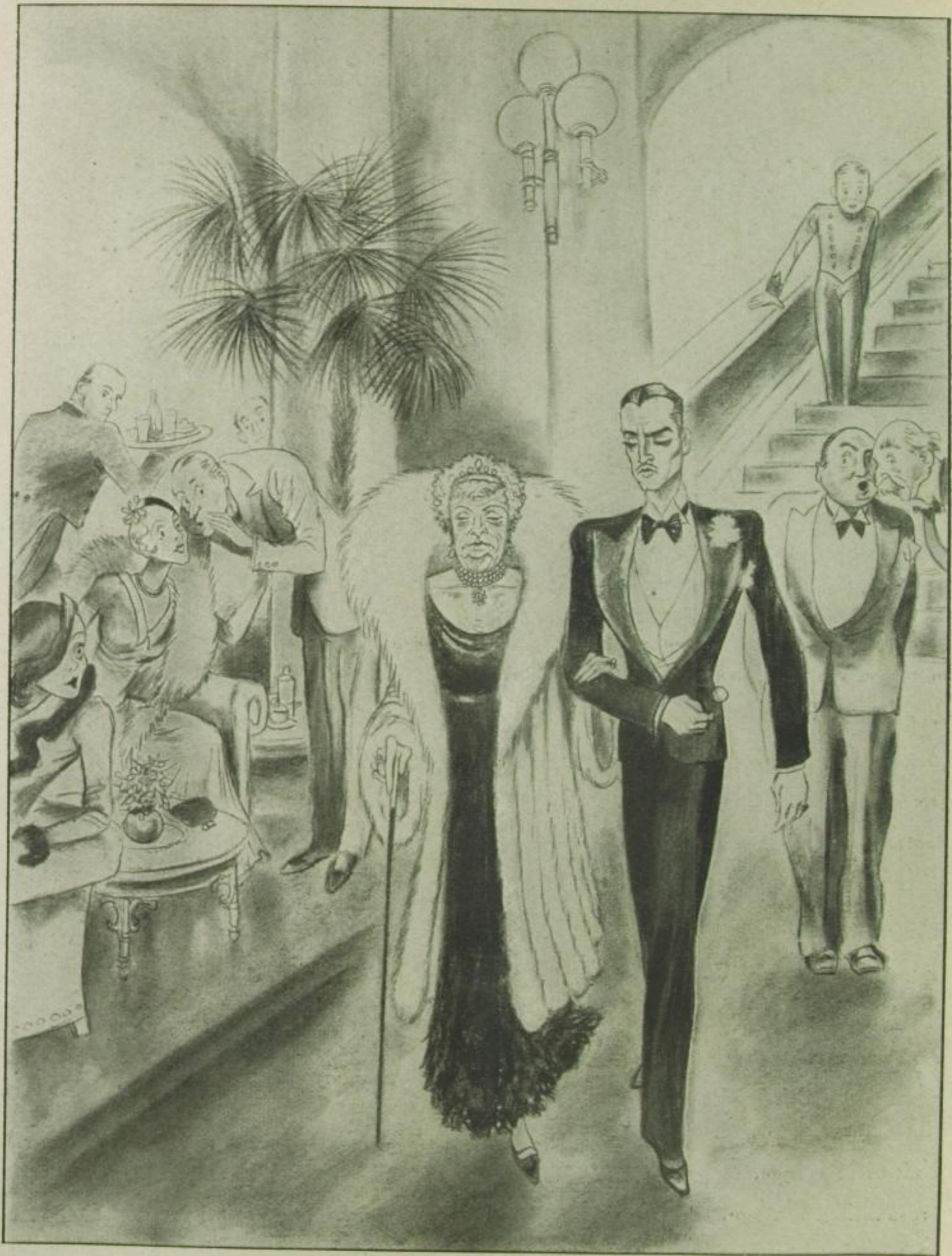
Die schlimmste Beleidigung, die man heute jemandem zufügen kann, ist, daß man ihn in einem Gespräch einen Romantiker nennt. Machen Sie die Probe mit Ihren Bekannten, sie werden sofort dagegen protestieren. Niemand will heute ein Romantiker sein, denn das heißt immer soviel wie ein verträumter und unpraktischer Mensch. Trotzdem gibt es auch in unserer Zeit viele Dinge, die romantisch bleiben.

*



Zeichnung von Walter Trier

Eine Generalversammlung alter Romantik:
Die alte Romantik gibt sich an der Lorelei ein Stelldichein



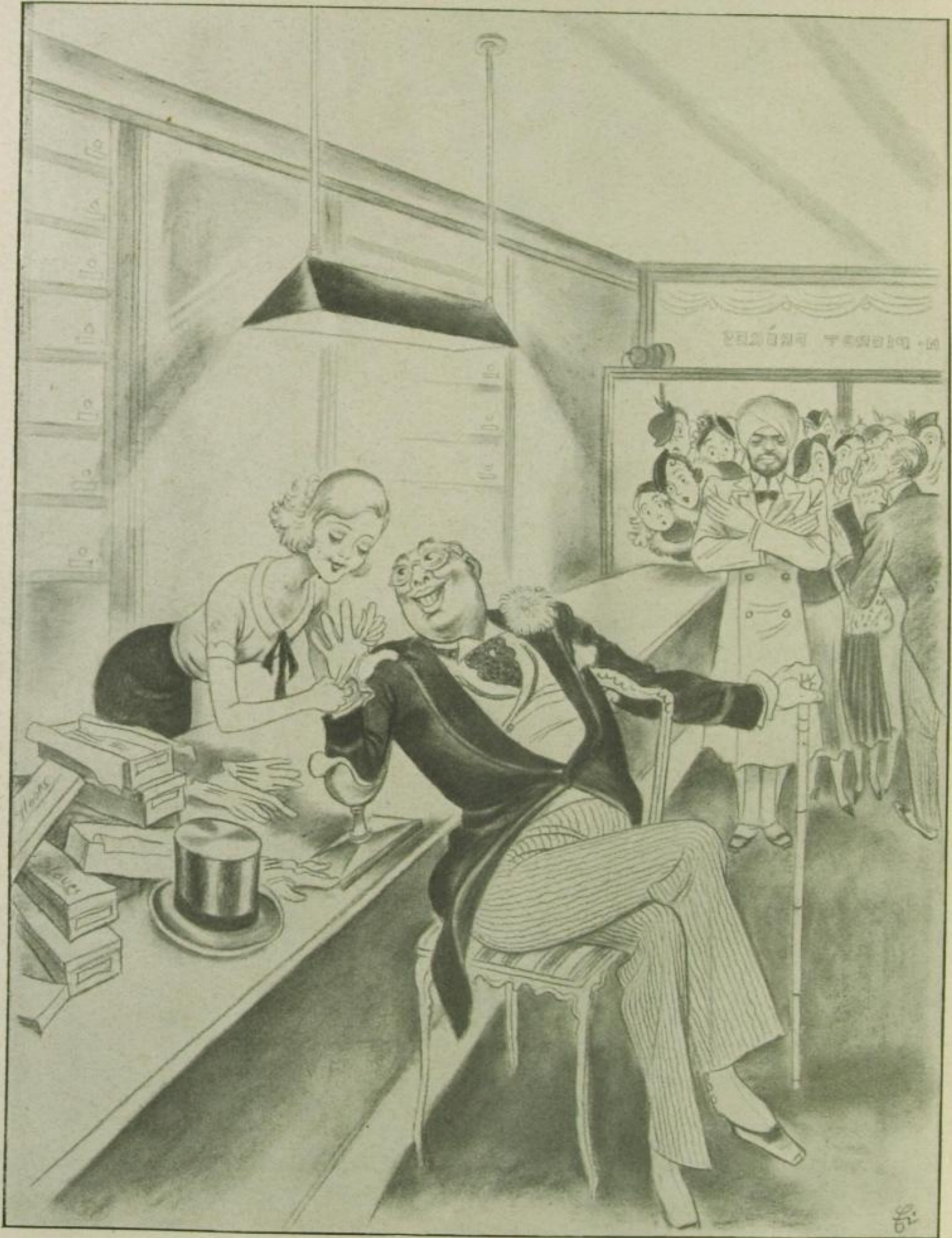
Zeichnung von Eichenberg

Liebesromantik:
Das interessante Paar geht durch die Hotelhalle



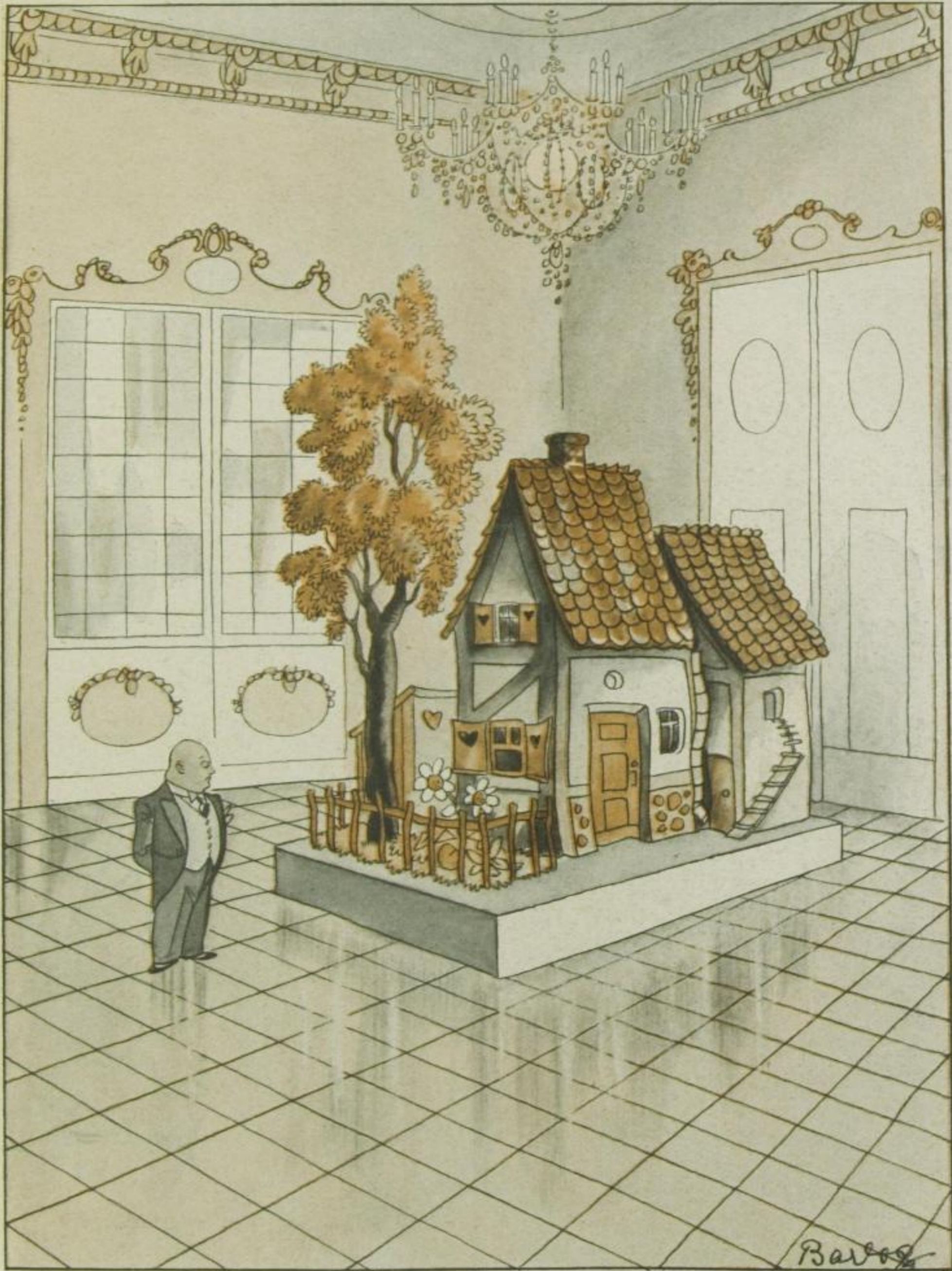
Millionärsromantik:
Kahnpartie auf dem Wolkenkratzerdach

Zeichnung von Girod



Zeichnung von Fritz Eichenberg

Exotische Romantik:
Der Maharadscha von Klikorah lernt seine Frau kennen



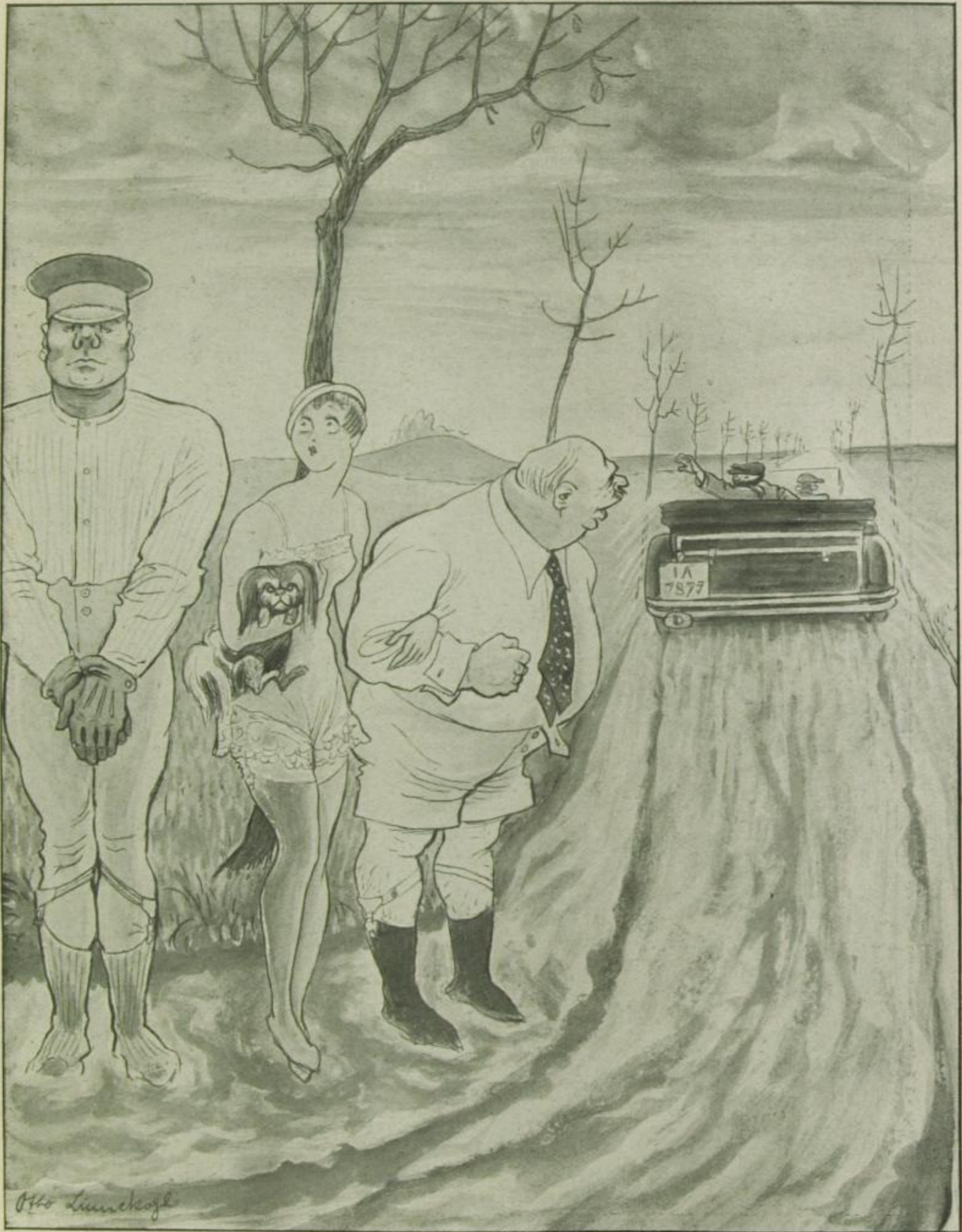
Zeichnung von Barlog

Traditions-Romantik :
Das Original-Geburtshaus des Generaldirektors im Salon seiner Villa



Zeichnung von Godal

Romantik am laufenden Band:
Großaufnahme 80 Meter Kuj



Zeichnung von Otto Linnekogel

Moderne Räuber-Romantik:
Unvermutete Rückkehr zu paradiesischen Zuständen



Zeichnung von Schaefer-Ast

Benzin-Romantik:
Die Panne im Walde

Das Tonfilm- Mikrophon findet neue Frauen- typen

und versucht den
„Menschen“
einzufangen.

Die großen Namen aus der Anfängerzeit des Tonfilms sind größtenteils längst wieder versunken. Man kann heute beobachten, wie in fast allen Filmzentren der Welt, in Hollywood, in Berlin und Paris, immer wieder ganz neue und ganz junge Talente, deren Namen man noch kaum hörte, herausgestellt werden. Und ein anderes noch: Darsteller, die in einem Tonfilm großen Erfolg hatten, gehen nicht mehr weiter von Film zu Film und von Erfolg zu Erfolg. Es werden im Tonfilm noch keine Stars gemacht, sondern jeden Tag kommen wieder neue Namen auf. Man kann sagen: der Tonfilm hat noch nicht

sein Gesicht oder seine Stimme entdeckt. Der stumme Film hatte im Laufe seiner Entwicklung bestimmte typische Schönheiten geschaffen. Er hatte sich nicht darauf beschränkt, bestimmte vorhandene Frauenschönheiten zu fotografieren, sondern er hatte nach und nach, indem er der Technik, dem Ausdrucks-



Fot. Ufa

Anna Sten, die schöne Russin mit dem sprunghaften, wechselnden Temperament:

Während sie im stummen Film als „nur schöne Frau“ in der zweiten Reihe blieb, hatte sie gleich in ihrer ersten Tonfilm-Rolle, der „Gruschenka“ in „Mörder Karamasoff“, großen Erfolg.



Der Tonfilm findet neue Frauentypen: Phyllis Crane in dem Tonfilm „College Girls“. Der Tonfilm ist neuerdings beständig auf Entdeckung neuer Frauentypen aus. Er läßt sie aber, nach Hollywooder Muster, nicht allzu beliebt werden, wahrscheinlich damit sie nicht zu teuer werden — so daß immer wieder ganz junge Schauspielerinnen auffallen.

Fot. National Vitaphone Pictures

vermögen der Kamera nachging, besondere Schönheiten herausmodelliert.

Man sah schöne Frauen, die es in Wirklichkeit nicht gab. Der

Kinobesucher mußte Angst haben, seine Film-
 lieblinge im Leben zu treffen. Sie waren in Wirklichkeit immer ganz anders, „nicht wieder zu kennen“. Die Schönheit, die der Film zeigte, war von den Mitteln des Films bestimmt. Die Technik des Films hatte ihre besonderen Typen schöner Frauen geschaffen. Und vom Film aus gingen diese Schönheitstypen nach und nach auch in die Wirklichkeit über. Auch in der Wirklichkeit wurden sie mit vielen Künsten nachgeschaffen.



Fot. Paramount



Wie der Tonfilm den Frauentyp verändert:
 Norma Shearer in einem
 stummen Film als zartes
 junges Mädchen . . .



. . . und als Vamp auf-
 gemacht in ihrem neuesten
 Tonfilm.

Der Tonfilm bevorzugt die herbe
 und eigenwillige Schönheit:

Sylvia Sydney
 und Clyde Griffith in dem Film
 „Eine amerikanische Tragödie“.
 Sylvia Sydney ist in ihrem Spiel sehr
 schlicht und zurückhaltend. Ihre Stimme
 klingt fast hart, dabei aber sehr hell und
 in jeder Lage angenehm.

Der Tonfilm wird auch in
 engster Verbindung mit den
 Apparaten und ihren Besonder-



Fot. Paramount

Ruth Chatterton, der interessante Typ, den der Tonfilm braucht:
Ihre Klugheit, ihr gesellschaftlicher Witz, ihre verblüffende Sprechtechnik machten sie
zu einer der erfolgreichsten Schauspielerinnen im Tonfilm.



Wie der Tonfilm die
Lily Damita, als sie noch
stumme Rollen spielte . . .

heiten bestimmte Typen schaffen müssen. Was wir heute im Tonfilm erleben, dieses Aufnehmen und Wiederfalllassen von immer neuen Gesichtern, neuen Gestalten, neuen Stimmen, zeigt ihn auf der Suche danach. Man kann vorläufig nur sehen, daß die einfache, banale, geistlose Schönheit nicht genügt, daß vielmehr Temperament, schillernde Vielseitigkeit der Persönlichkeit und vor allem Stimmen, die einen einfachen Ausdruck für viele Gemütslagen bereithalten, dazu gehören. Aber damit noch nicht genug: Wie die Technik des stummen Films



Typen verändert:

... und was im Tonfilm
aus diesem Gesicht
gemacht wurde.

Schönheiten schuf, die
man in Wirklichkeit
nicht kannte, so arbeitet



Dorothy Jordan, die kommende
Lilian Gish des Tonfilms:

Dorothy Jordan ist der zarte, mädchenhafte Typ
mit dem Ton des verletzten jungen Mädchens
aus guter Familie.



Fot. P. & A

Die Charaktergroteske, eine wirkungsvolle Spezialität
des Tonfilms: Marie Dressler, die erfolgreichste
amerikanische Groteskschauspielerin.

Marie Dressler nutzt ihre Häßlichkeit wirkungsvoll aus. Sie ist
ohne Übergang derb, laut, pathetisch oder sentimental. Ihre
Stimme ist tief und rau. Ihre beste Rolle war eine Parodie auf
die Königin Maria von Rumänien.



Fot. Nerofilm

Der Tonfilm verlangt viel mehr Interessantheit als Schönheit: Die Grotesktdänzerin Valeska Gert in dem Tonfilm „Die Dreigroschenoper“.

Valeska Gert begleitete als Tänzerin schon immer phantastische und groteske Darstellungen von Typen aus der bürgerlichen Welt und aus der Boheme mit Schreien, Ausrufen und Wortfolgen, die keinen Sinn hatten, sondern nur zur Charakteristik beitrugen. Diese Verbindung von starkem, körperlichem Ausdruck und primitiven, rauhen Tönen ist die eigentliche Basis für ihren Erfolg im dramatischen Tonfilm.

auch der Tonfilm an Persönlichkeiten und menschlichen Typen, die für alle Züge einer Persönlichkeit ein einfaches, fast mechanisch zu ziehendes Register haben. Im letzten Resultat wird also auch der Tonfilm auf technischem Wege neue Menschentypen schaffen. Der Tonfilm ist dabei, den Ausdruck von Menschen in jeder



Fot. Ufa

Käthe von Nagy

trat verschiedentlich in stummen Filmen auf. Meist als temperamentvoller ungebärdiger Backfisch, eine Rolle, die in stummen Filmen nie sehr ergiebig war. Da ihr das Süße im kitschig-weichlichen Sinne fehlt und ihr charakteristisches rassiges Gesicht nicht im Ansichtskartensinne schön ist, konnte sie sich zur Zeit des stummen Films nie ganz groß durchsetzen. Erst die Möglichkeit, ihr Wesen sprechend vollständig auszudrücken, ergab im Tonfilm ihren großen Erfolg.



Der Tonfilm braucht die intelligente Frau:

Hanna Waag, im stummen Film stets auf Episodenrollen angewiesen, bekam ihre großen Rollen, die von Intelligenz und überzeugender Einfachheit des Spiels getragen wurden, erst im Tonfilm.

Fot. Binder



Dolly Haas, ein Typ, der im Tonfilm erst zur vollen Wirkung kommt:
Drolierie der Bewegungen, unregelmäßiges, aber lebendiges Gesicht und eine Spreiweise, die aus Hamburger Platt und English komisch gemixt ist.

Beziehung zu verändern und zu normen. Die Schönheit von Menschen wird komplizierter, aber der einzelne Ausdruck wird vereinfacht.



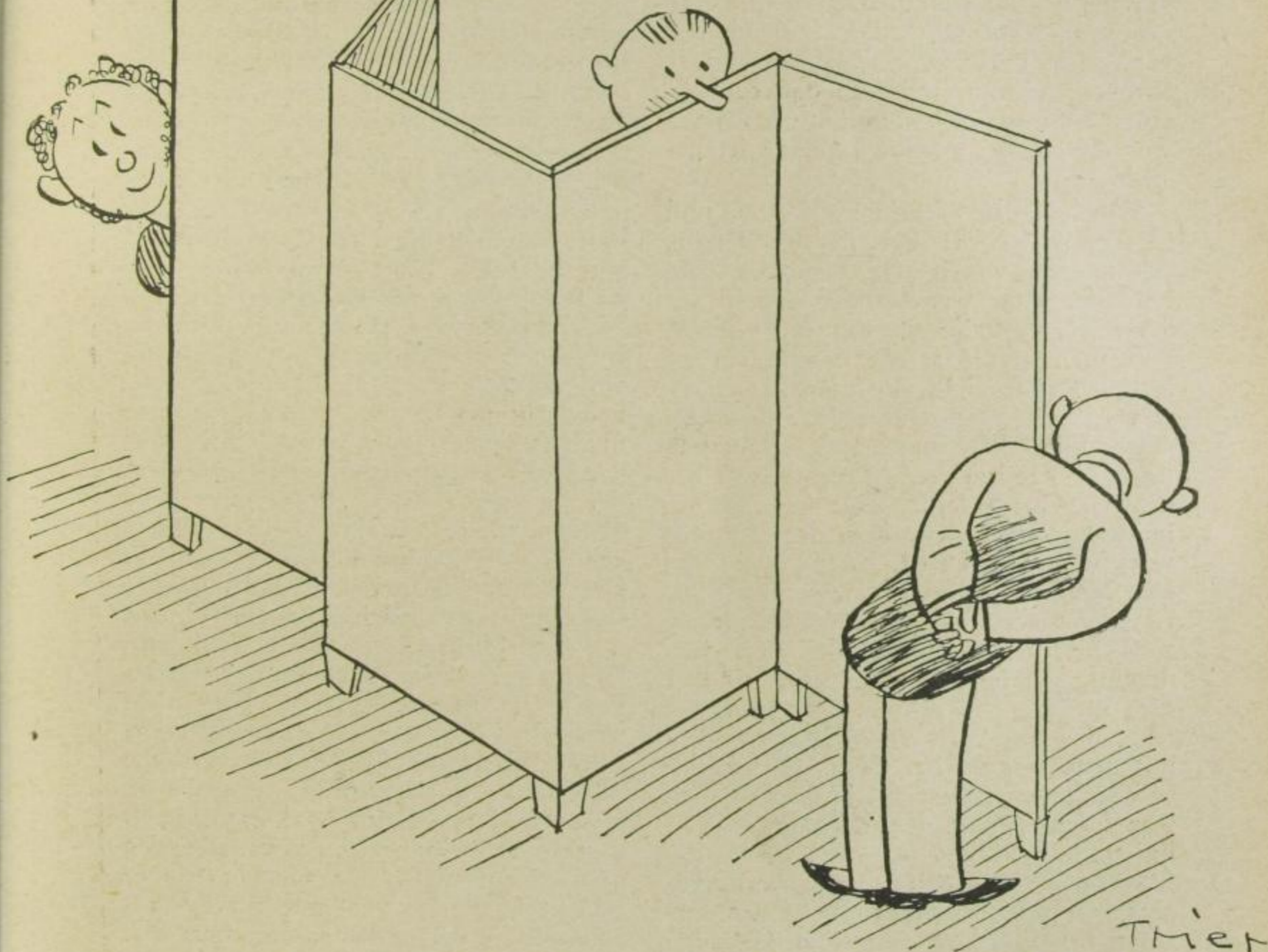
Fot. Binder

Margo Lion, die deutsche Yvette Guilbert, in einer Schminkstudie, bevor der Tonfilm sie entdeckte . . .



. . . und wie sie im Tonfilm aussieht.

Neugier



eine herrliche Leidenschaft

Von Hans Reimann

Eine ekelhafte Leidenschaft? Eine herrliche Leidenschaft. Wir verdanken ihr alles. Das Gute wie das Böse. Mit der Eva hat es angefangen. Mit einem Apfel. Und nun wissen wir,

daß ein Gehäuse drin ist, ein Grieb. Aber bei vielen Dingen wissen wir nicht, ob ein Grieb drin ist, und was für ein Grieb. Ueberall ist ein Grieb drin. Auch in der Büchse der Pandora

war einer drin. Und die Frauen des Ritters Blaubart durften eine gewisse Kammer nicht öffnen. Weil da ein Grieb drin war, den niemand sehen sollte. Und der Teufel im Märchen verbietet dem rußigen Bruder, in die Kessel zu gucken. Und ein anderes Märchen handelt davon, daß man eine silberne Terrine nicht aufmachen darf, und wer sie dennoch aufmacht, der hat nichts davon, denn es fliegt bloß ein Brummer heraus, und nun weiß er, daß es bloß ein Brummer war, und hat also wohl was davon, denn seine Neugier ist gestillt.

Man soll in Terrinen gucken und in Töpfe. Nicht nur in der Küche. Schlimmstenfalls ist ein Brummer drin oder ein alter Grieb oder gar nichts. Aber die Neugier peinigt nicht mehr, und man erfährt, was das Leben zu Mittag gekocht hat, und man kann auswärts speisen gehen und sich's in einem geträumten Wirtshaus gut schmecken lassen. Freilich bedarf es dazu eines starken Charakters. Der verträgt es, indessen dem schwachen der Appetit vergeht. Neugier ist nicht für jeden. Es gibt Menschen, die verdienen nicht, mit Neugier gesegnet zu sein. Und andererseits gibt es Menschen, die sind verdammt, neugierig zu sein. Oft sind es die gleichen Menschen. Entschleierte nicht das Bild zu Saïs — begnüge dich mit dem, was da ist. Nein, eben nicht. Sichbegnügen führt zu nichts; und erst, wer lange genug der Neugier gefrönt hat und in puncto Griebesen reiche Erfahrungen gesammelt hat, darf auf Neugier verzichten. Magisch lockt das verschleierte Bild. Aus ähnlichen Gründen werden Röcke getragen von den Frauenzimmern, und der Overall hat die ärgste Mühe, sich durchzusetzen. Ich muß unbedingt wissen, was da verschleiert ist. Das Bild quält mich. Vielleicht lebt es. Vielleicht stellt es die Lösung der sozialen Frage dar. Ich bin neugierig wie ein Sachse, der ich zufällig bin. Sachsen sind neugierig wie Ziegen und Fliegen. Darum sind sie auch so helle. Sie denken bei jeder Verpackung: „Sesam, tu

dich auf!“ Sie müssen nachschauen, was innen drin ist. Es lebe die Hemmungslosigkeit. Durch Neugier zum Licht. Diskretion bei Fuß. Frau Loth in der Bibel war keine Sächsin und hat sich doch umgewendet nach Sodom und Gomorra. Und wurde darob zur Salzsäule. Sämtliche Sachsen und Sächsinen hätten es vorgezogen, in Salzsäulen verwandelt zu werden. Und hätten sich umwenden müssen. Nachher würden sie schon einen Dreh gefunden haben, die Verwandlung rückgängig zu machen.

Neugier sollte belohnt werden. Sie bringt die Welt vorwärts und hilft, Geist zu entwickeln und zu mehren. Frau Loth hatte ihre private Neugier gestillt und war im Bilde. Das ist viel wert. Der Fall hatte sich für sie restlos erledigt. Was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß. Im Gegenteil. Nur das macht mich heiß, was ich nicht weiß. Man kann gar nicht neugierig genug sein. Kinder fragen unablässig nach dem Warum. Alle Kinder begehren zu wissen, woher die Kinder kommen. Ich darf gar nicht dran denken, wie oft ich als Kind im Lexikon geblättert und geschmökert habe. Der Grieb stand nicht drin. Und auch der Grieb birgt wiederum einen Grieb, der einen Grieb birgt. Es hört nie auf. Es gibt keine Grenze. Daher die Beliebtheit der Rubrik „Was viele nicht wissen“. Das lese ich mit wütendem Eifer. Ich berste vor Neugier. Wieviel Zündhölzer werden pro Tag auf dem Erdenrund verbraucht? Das will ich wissen, sonst freut mich das ganze Leben nimmer. Fünf Milliarden, hat einer ausgerechnet. Das genügt mir nicht. Ich muß wissen, wie er das ausgerechnet hat.

Wenn ein Mann in der Eisenbahn eine mordsmäßige Warze auf der Nase hat, drängt es mich und jedes bessere Kind, hinzulaufen und in holder Schamlosigkeit die Warze anzuglotzen. Mir ist überhaupt nichts auch nur annähernd so Interessantes bekannt wie Warzen auf fremden Nasen. Der Mann, dessen Warze ich hingebungsvoll beglotzte, sagte schließlich: „Sie heißt Luischen.“ Denn seine Warze hieß Luischen. Einen

Vatersnamen hatte sie nicht. Hätte ich mich nicht so dreist und gottesfürchtig hingestellt und das Ding beglötzt, ich hätte niemals erfahren, daß eine Warze den Namen „Luischen“ haben kann. Es wäre eine nie auszuwetzende Scharte für den Rest meines neugierigen Daseins gewesen.

Im „Blutgericht“ zu Königsberg hängt über dem Stammtisch eine geheimnisvolle Sache zum Dranziehen. Natürlich habe ich dran gezogen. Sofort kam der Küfer und heischte eine Runde. Wer an der seltsamlichen Glocke zieht, muß eine Runde blechen. Und in Heidelberg, im Schloß, steht ein Kästchen, das steht und steht, und es ist halt ein Kästchen, und der eine oder der andere wundert sich und fragt in sich hinein: „Was mag das für ein Kästchen sein?“, und schon fummelt er dran rum, und wupp dich hupft dir ein Fuchsschwanz ins Gesicht, und gottlob ist nun die Bedeutung des Kästchens klar.

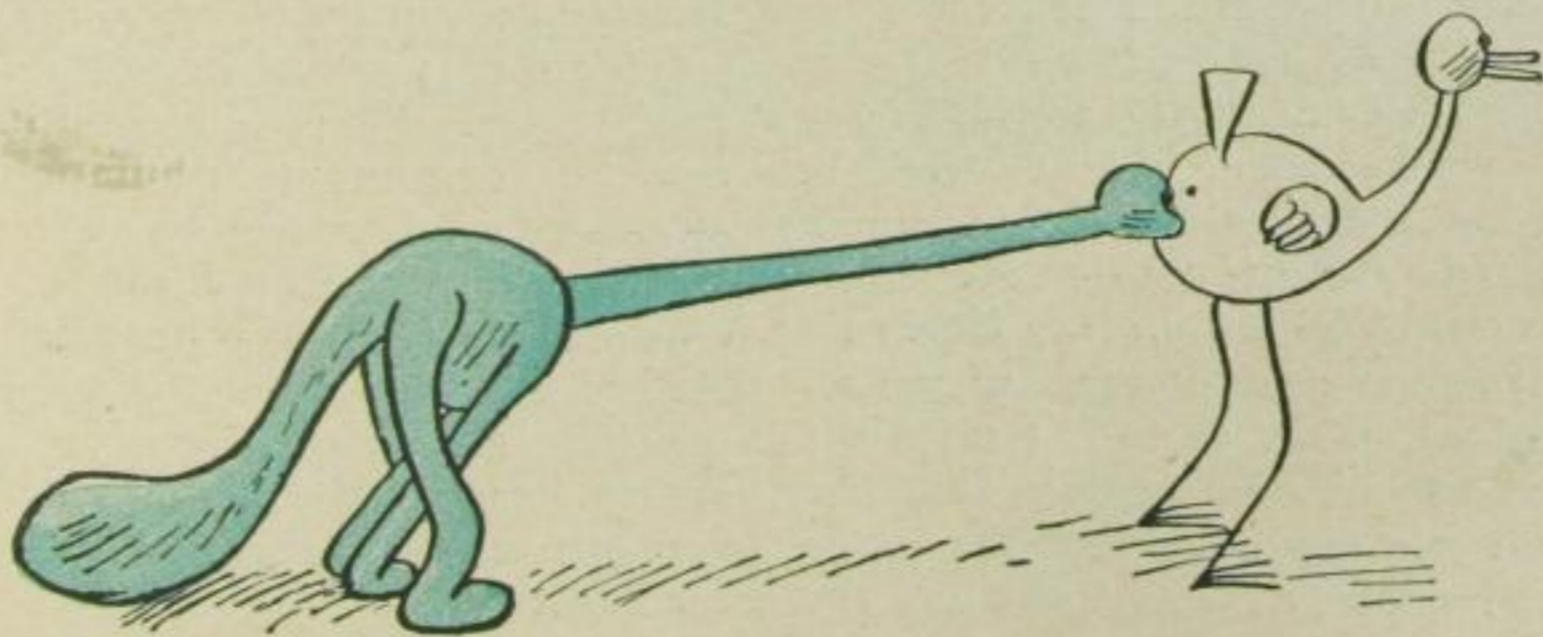
Vorsichtige Leute unterscheiden scharf zwischen Neugier und Wißbegier. Das ist Rabulistik, die reine Sophisterei. Diese vorsichtigen Leute behaupten, Neugier sei gemein und gewöhnlich, und Wißbegier sei gehoben und edel. Natürlich Unfug. Wißbegier ist nichts anderes als Neugier mit einem Mäntelchen drumherum. Der Professor Piccard ist aus Neugier in die Stratosphäre geflogen. Aus wissenschaftlicher Neugier. Ich gehe jede Wette ein. Wenn Kinder ihr Spielzeug auseinandernehmen, um festzustellen, was innen drin ist, werden sie da von Neugier geleitet oder von Wißbegier? Na also. Ich habe mal den

Mechanismus einer Schlafpuppe in meinen Händen gehabt (ein hantelförmiges Etwas mit künstlichen Augen) und versichere, daß meine Neugier nachträglich zur Wißbegier wurde. Ich habe auch mal eine richtige lebende Frau auseinandergeschraubt und nachgesehen, was drin ist. Was war drin? Ein Gehäuse, ein Geseele, ein Grieb. Nicht übertrieben schön. Ich hätte nicht nachsehen sollen? Sie irren, Herr Kollege. Wäre ich damals nicht wiß-neugierig gewesen, würde ich ununterbrochen darunter leiden, nicht zu wissen, was in einer Frau drin ist, und müßte mir wunderwas vorstellen. Nun weiß ich's und bin ruhig und trete den Frauen mit liebenswürdiger Fassung gegenüber. Ha, welche Wonne, ein Paket auszupacken! Ha, welche Seligkeit, einen Brief oder ein Telegramm zu öffnen! Ha, welches Glück, bei seinem Nächsten zu kiebitzen und durchs Schlüsselloch in sein Allerheiligstes, in sein Allerbanalstes zu spähen!

Wissen Sie, was ich jetzt tue?

Jetzt renne ich in die nächste Buchhandlung und kaufe mir den letzten Kriminalroman des Edgar Wallace und lese dreimal die ersten zehn Seiten (denn von einem Mal kapiere ich das nicht), und dann schlage ich hinten nach, wie es ausgeht, und dann lese ich den ganzen Kitt mit himmlisch gestillter Neugier gemächlich von Anfang bis zu Ende und bemogele mich dabei, indem ich mir verheimliche, daß ich schon alles weiß.

Es geht nichts über die Neugier



Trier



Pressefoto

Die Hände der Mutter

Mütter

Sie haben nur eine Sorge, das ist ihr Aeltester oder ihr Jüngster. Sie leben bescheiden, wortkarg und demütig an der Seite ihres Gatten, der vielleicht ein Despot ist, ein rücksichtsloser Rechtshaber, vor dem sie sich langsam, unmerklich verschließen, klein werden, fast erlöschen. Aber sie sind Löwinnen, wenn es um ihn geht, um den Aeltesten oder um den Jüngsten, um ihr Herzenskind, mit dem Vater immer Krach hat. Und wenn er von der ganzen Welt nicht verstanden würde, sie versteht ihn. Er braucht ihr nie etwas zu erklären oder auseinanderzusetzen. Sie weiß, er hat

es anders gemeint. Wenn sie ihn aber eine Woche nicht sieht, sagt sie vorwurfsvoll wie eine verlassene Geliebte: „Du läßt ja gar nichts mehr von dir hören!“

Wenn es einen Himmel gibt in der großen, leeren Welt, dann in ihrem Herzen. Sie mag nur noch humpeln können, sie käme zu ihm, wo er auch sei, damit sie ihn wieder einmal sieht. „Nur für eine Sekunde. Ich gehe schon.“ Denn sie hat ihn ja nicht nur geboren, gebackpfeift, erzogen, verteidigt und geliebt: er ist der Inhalt ihres verkümmerten, versorgten und durchweinten Daseins. Ihr Sohn!



Fot. Alban

Mutter Chevalier erlebte den Weltruhm ihres Sohnes Maurice.

War er nicht immer schon ein Windhund? Hat er jemals ernsthaft etwas arbeiten wollen? Was waren es für Sorgen, als er von der Schule kam! Wollte nicht Handwerker werden wie der Vater, war ein Verschwender, pliff und sang und trieb sich mit jungen Mädchen herum, ging dann zum Film und war für den Vater endgültig verloren. Nun ist er berühmt, weltberühmt. Wie er das nur fertiggebracht haben mag, der Junge? Ein Teufelsjunge? Ihr Junge!



Fot. Mauritius

Mutter Stalin läßt sich für ihren großen Sohn von Knickerbocker fotografieren.

„Mein Traum war, daß Soso, das ist mein Sohn Josef, eines Tages Priester werden würde“, erzählt Stalins Mutter dem amerikanischen Schriftsteller Knickerbocker. Aber Stalin wurde aus dem theologischen Seminar in Tiflis fortgejagt. „Ich bin 71 Jahre, aber ohne diese Jahre, die dann kamen, wäre ich heute noch eine wesentlich jüngere Frau. Das Schlimmste war, wenn ich keine Ahnung hatte, wo er sich befand. Ständig im Kerker, in der Verbannung in Sibirien. Einmal besuchte ich den Kreml. Nur ein einziges Mal bin ich in Moskau gewesen. Ich wohnte bei meinem Sohn, aber es gefiel mir dort nicht. Die Reise ist zu weit, und es ist alles ganz anders wie in Georgien. — Soso besuchte mich einmal, 1921, und einmal vor drei Jahren . . .“ Knickerbocker fragte, ob er sie fotografieren dürfe. Sie zögerte. Sie hätte Kopfschmerzen. Es wäre unmöglich. „Vielleicht kommen Sie gegen 5 Uhr.“ Um 5 Uhr trug sie nicht mehr das schlichte Hauskleid der georgischen Bauersfrau, sondern das Nationalkostüm für feierliche Gelegenheiten. „Würden Sie wohl eins der Bilder Soso schicken?“ bat sie den Journalisten beim Abschied.



Fot. Kluger-Szigethy

Auch der große Dichter Francis Jammes blieb, als er selbst schon grau war,
für seine Mutter doch ihr Junge:

Der Dichter des Hasenromans und vieler kleiner Erzählungen von schlichten, frommen und einfältigen Menschen, der gütige Idylliker und Verherrlicher des ländlichen Lebens, mit seiner 82jährigen Mutter vor seinem Häuschen in einem kleinen Ort an der spanischen Grenze mitten in den Pyrenäen.



Zeichnung von Th. Th. Heine

Menschen unserer Zeit . . .

Sie wissen im voraus, wie alles kommen wird . . . und werden doch davon erschlagen
 „Ich sage Ihnen, Sie sägen Ihren Ast ab. Das gibt ein schreckliches Unglück!“

„Sehen Sie, wie mein Mann alles richtig vorausgewußt hat!!“

Das

hat mir imponiert!

Menschenbehandlung an praktischen Beispielen

Von Martin Proskauer

Imponieren wollen und imponieren können sind zwei grundverschiedene Dinge. Wer imponieren will, wird niemals imponieren. Das, was imponiert, ist nicht in einen Lehrsatz zu pressen. Man kann es nur an Beispielen zeigen. Es entsteht aus der plötzlichen Beherrschung einer Situation. An unseren Beispielen zeigt sich, daß Schwäche genau so gut imponieren kann wie Stärke, Takt so gut wie Grobheit, und daß es im Grunde nur das blitzschnelle Zugreifen im richtigen Moment ist, eine richtige Überlegung und der moralische Mut, sie auch auszuführen. Oft ist es nur ein Wort, das zündet, eine Geste, die dann ein ganzes Leben lang unvergessen bleibt.

Der Primus gibt dem Klassenlehrer eine Lektion

Ein Rechtsanwalt erzählt:

Das war in der Obertertia in einer kleinen schlesischen Stadt, da hatten wir einen Lehrer, einen gescheiten Kerl, aber im Charakter übel. Also der hatte die Angewohnheit, wenn ein Schüler etwas nicht wußte, ihn am Ohr zu ziehen oder eigentlich zu ziepen, so eine niederträchtige sadistische Manier, obgleich dieses Wort damals noch nicht populär war. Er zwickte mit seinen spitzen, blankpolierten Nägeln ins Ohrläppchen — stellen Sie sich vor, ein Lehrer von dreißig Jahren, in einer Kleinstadt, der blankpolierte Nägel hatte, das war doch schon verrückt —, und dann zog er am Ohr, bis der Junge vor Schmerzen den Hals ganz lang machte.

Nur bei einem wagte er das nie, das war der Sohn des Apothekers; dessen Vater saß mit dem Direktor zusammen am Stammtisch. Außerdem war der Apothekerssohn ein guter Schüler, und trotzdem er meistens Primus war, ein frischer,

netter Junge, den wir alle gut leiden konnten. Also der Oberlehrer hatte wieder mal gerade seine besondere „Abneigung“ vor, den Sohn eines Buchhalters, ein schwächliches und immer kränkliches Kerlchen, das noch dazu an den Ohren litt. Den hatte er am Ohrläppchen und zog und zog — und dabei wurde ihm, dem Lehrer, das Gesicht ordentlich ölig vor Wonne —, und so zog er den Jungen in der ersten Bank ganz nach vorn, bis die Bank umfiel, so weit hatte sich der Junge vorgebeugt.

Da springt mit einem Male der Apothekerssohn auf und schreit:

„Herr Oberlehrer, wenn Sie den Kuntze nicht sofort loslassen, sage ich's heute noch meinem Vater, oder ich gehe selbst zum Herrn Direktor!“

Sie können sich denken, was wir alle für einen Schreck bekamen. Wir saßen wie erstarrt, der Oberlehrer stand noch da, die Hand halb in der Luft, den

Unterkiefer hängend wie blöde — und machte so eine drohende Bewegung nach dem Kuntze hin. Da springt der Primus über die Bank, nicht aus der Bank, mit Hechtsprung gleich über die Bank, und ist weiß wie die Wand, und schreit:

„Sofort loslassen — oder ich rufe sofort den Direktor!“

Der Oberlehrer läßt los, dreht sich ein paarmal herum wie ein Hund, der den

Weg verloren hat, und klettert aufs Katheder. Dort sitzt er, glotzt uns alle an — wir haben uns richtig gefürchtet — und sagt ganz heiser und leise:

„Alles hinsetzen — wir nehmen das nächste Kapitel vor!“

Und nichts ist weiter geschehen, dem Kuntze nicht und dem Primus nicht. Der Lehrer ist nie wieder vom Katheder heruntergekommen.

Die Grobheit im richtigen Moment

Ein Konfektionär erzählt:

Ich war damals junger Mann bei der Firma A. Der Chef, der alte A., war ein tüchtiger Mensch, aber unglaublich grob und rücksichtslos. Damit bluffte er die Leute und holte billige Preise heraus; und die Vertreter waren froh, wenn sie erst wieder aus dem Privatkontor raus waren, selbst wenn sie eine Order gemacht hatten. Aber einmal ist er doch an den Richtigen gekommen. Da war ein ganz junger Vertreter da, der legte ihm Unterrocke vor, wirklich sehr preiswert. Der Alte fing an zu schimpfen, wie das seine Art war, und schmiß die ganze Kollektion durcheinander. Das war auch sein Trick, denn was der Reisende so sauber hingelegt hatte, sah mit einem Male ganz zerknautscht und unordentlich aus. Da nimmt doch der Alte einen Unterrock und schmeißt ihn, ohne hinzu-

sehen, dem Vertreter an den Kopf und sagt:

„Den nehme ich für 3,50!“

Wie der Blitz nimmt der Vertreter den runtergefallenen Rock auf, knautscht ihn zusammen, schmeißt ihn zurück, aber richtig gezielt und dem Alten direkt an den Kopf, und ruft zurück:

„Für 3,70 können Sie ihn haben!“

Der Alte, es war so ein ganz kleiner Breiter, bleibt ganz starr stehen, sieht den jungen Mann an und sagt ganz trocken:

„Gut, notieren Sie zehn Dutzend sofort!“

Und dann gibt er ihm ganz artig die Hand, das hat er bisher noch nie mit einem Reisenden getan, und geht aus dem Offertenzimmer. — In den paar Minuten habe ich doch viel gelernt.

Gänsebraten kontra Kaviar

Eine Schauspielerin erzählt:

Ich war noch ganz jung, und zu Hause ging es uns mehr als schlecht. Da hatte ich die Bekanntschaft eines Herrn gemacht, meine erste Bekanntschaft mit eigenem Auto — aber das imponierte mir gar nicht so, es war nur sehr angenehm —, und dieser Mann lud mich in eine kleine Weinstube ein und ließ als ersten Gang zwei Riesenportionen Kaviar kommen, den er schrecklich gern aß, wie er sagte. Ich konnte aber keinen Bissen essen; ich hatte aus den Augenwinkeln auf die Karte geschickt und gesehen, daß jede Portion zehn Mark kostete — und gerade diese zehn Mark hätte ich bitter nötig

gebraucht. Und dann — es war das erste mal, daß man mir Kaviar vorsetzte. Ich hatte Angst.

Der Mann sah, daß ich nicht aß, und fing an, von irgendwelchen belanglosen Dingen zu sprechen. Ich ließ mein Besteck liegen, ich konnte einfach nicht — da winkte er dem Kellner und ließ rasch die ganze Geschichte wieder abtragen, seine Portion auch.

Das hat mir damals mächtig imponiert, heute weiß ich, was es war — das Taktgefühl des Ueberlegenen. Wissen Sie, was ich mir dann selbst ausgesucht habe — Gänsebraten!

Mariechen schlägt den Schwergewichtsmeister k. o.

Ein Berufsboxer erzählt:

Na, mir hat schon allerhand imponiert im Leben. Wissen Sie, wenn einer sich die Handknochen bricht und doch noch weiter boxt und den Gegner mit der anderen Hand rasch k. o. macht, das kann einem schon imponieren. Jetzt fällt mir noch was ein, das wird Sie interessieren. Da trainierte ich den Z., den Schwergewichtler, das war seiner Zeit ein furchtbarer Schläger und mächtig stark. Im Leben war er auch ein mächtiges Rauhebein, immer grob und gleich bautz-bautz, auch zu den Mädchen. Na, und eines Tages war er verheiratet, so ganz heimlich und ohne daß er uns vorher was gesagt hat. Bald darauf kriegte ich ihn zum Trainieren, ich kannte ihn ja von früher her sehr gut. Da kam ich mal mit in seine Wohnung, so gegen Abend, sonst hatte ich noch keinen von uns Boxern mit nach Hause gebracht. Er wollte sich umziehen, und dann wollten wir ein bißchen ausgehen. Wir hatten da beide so was auf dem Kieker, und es war viel besser, wenn ich dabei war, sonst ging er wie toll durch die Lappen, der Kerl. Wie ich nun mit ihm nach Hause kam, ist die

Frau da, so 'ne ganz kleine, schmale, aber mächtig fix.

„Komm“, sagt er, „ich zieh' mich rasch um, und dann hauen wir ab, Mariechen braucht das gar nicht so genau zu wissen!“

Wie er nun fertig ist, und wir stehen beide gerade im Flur, da kommt die kleine Frau und guckt bloß so. Und mein Junge, der war doch seine 1,85 groß und wog an 170 Pfund, und da war kein unnützes Fleisch bei — der Junge steht da wie groggy und meckert immer so rum, und Mariechen soll nicht böse sein —

Mit einem Male — Mariechen auf ihn los, an ihm hoch, klatsch — hat er eine sitzen — gute Fußarbeit von Mariechen, muß ich sagen — dann Mariechen ihm in die Tasche gefaßt, Briefftasche weg, Hausschlüssel weg, die hätte damit im Varieté auftreten können, so fix ging das — und rein in die Küche, Türe zugeschmissen, fertig!

Da standen wir nun — Mariechen hatte die Marie, und der große Kerl meinte so richtig belämmert:

„Na, wenn Mariechen ‚gegen is!‘“

Rettung und Strafe

Ein Zollbeamter erzählt:

Ich hatte mal — das ist jetzt schon ein paar Jahre her — die Aufsicht bei der Zollrevision am Bahnhof F. Bei der Revision des Pariser Zuges kam ich zu einem älteren Herrn, der mit seiner Gattin sehr vornehm und stattlich dastand — ein großer Name in Berlin, wie sich später herausstellte. Als ich auf einen seiner Koffer zeigte: „Bitte, machen Sie den auf!“, merkte ich, daß er einen kleinen Handkoffer rasch vom Tisch herunter zwischen seine Füße stellte. Dann machte er mir bereitwillig den andern Koffer auf. Ich sah den Koffer durch, es war alles in Ordnung. Während ich ein bißchen in den Sachen herumtastete, beobachtete ich die Gesichter der

beiden. Die Dame war ganz ruhig, ganz gutes Gewissen, er etwas nervös und starr um die Augen.

„So, nun bitte den kleinen Koffer da!“

Der Herr zögerte einen Augenblick und hob dann den Koffer auf. Es war ein kleines Ding mit Toilettenausstattung. Er schloß auf und nahm ganz rasch den Toiletteneinsatz heraus. „Bitte! Das sind nur meine Reisesachen für den Schlafwagen!“

Jetzt flackerte seine Stimme schon etwas, so daß seine Frau ihn erstaunt ansah.

Ich nahm ihm den Einsatz aus der Hand — er versuchte, mich abzuwehren — ich faßte einfach zu — Seifendose?

Nichts. Zahnbürstenröhre? — Darin war keine Zahnbürste, sondern ein schmales Etui aus Wildleder, und in diesem ein Armband, Platin mit kleinen Steinen, unverkennbar moderne Pariser Arbeit, dafür bekommen wir ja allmählich einen guten Blick. Wert schätzungsweise 2500 bis 3000 Mark!

Ich sah den Herrn an — rings um uns strudelte die aufgeregte Gepäckrevision, und niemand hatte etwas von der kleinen Szene bemerkt —, und dieser wurde totenblaß, stotterte etwas, was ich nicht verstehen konnte, so leise sprach er, und guckte nicht mich, sondern seine Frau an — mit einem ganz aufgerissenen, erschrockenen Blick! —

Was sich nun abspielte, dauerte keine fünf Sekunden. Die Dame sah blitzschnell das Armband an, dann ihren Mann, sie hielt ihn förmlich mit ihren

Augen fest, und darin stand nichts Gutes — und schon lächelte sie und sagte zu mir:

„Ach, um Himmels willen — das ist ja mein Armband; mein Mann sollte es nicht wissen, daß ich es mir doch gekauft habe — und ich habe es beim eiligen Packen im letzten Moment in sein Necessaire getan! Natürlich sollte es beim Zoll angegeben werden!“

Der Herr starrte seine Frau ungläubig an, ich hörte ordentlich den zitternden Seufzer — und sie lächelte jetzt wirklich schon ganz natürlich und war reizend:

„Nicht wahr, Sie werden meine Vergesslichkeit entschuldigen, lieber Herr? Sie sehen, wie verblüfft mein Mann ist — es ist bestimmt m e i n Armband!“

Na — wir ließen es so durchgehen. Die Geistesgegenwart der Frau war doch wirklich imponierend.

Zweihundertfünfzig Silben in der Minute

Eine Stenotypistin erzählt:

Sie werden lachen, mir hat wirklich etwas imponiert. Ich war damals in einer großen Aktiengesellschaft im Direktionsbüro, und da kriegten wir einen neuen Direktor, dem konnte nun keine von uns schnell genug schreiben. Er hatte eine gräßliche Manier beim Diktieren. Erst druckte er eine Weile rum und verbesserte sich in einem fort, und plötzlich jagte er los. Wir hatten gewiß flotte Steno-Schreiberinnen da, aber da kam keine mit, wenn er stundenlang seine Briefe runterrasselte. Und dann verwickelte er sich noch, der Schluß vom Satz paßte nicht zum Anfang, es war furchtbar.

Natürlich war er mit keiner von uns zufrieden. Schließlich wurden die besten Mädchen aus den andern Büros für ihn geschickt, meistens kamen sie heulend wieder raus, es ging eben nicht.

Nun wurde eine Neue extra für ihn engagiert. Die Neue sah gut aus, so 'ne schlanke Blonde, sehr gut angezogen, und immer ganz ruhig. Wir waren alle neugierig auf das erste richtige Diktat. Ich mußte grade reingehen und ihm

was bringen, während er ansagte, und da sprach er wieder Galopp. Dabei schrieb die Neue ganz ruhig, unsreiner sieht das doch sofort, und der Direktor spuckte seine 250 Silben in der Minute aus, wenn nicht noch mehr.

Am Nachmittag machte die Neue ihre Post fertig — alles kam tadellos wieder raus, kein Brief zerrissen, kein Wort verbessert, ein Wunder! Und das blieb so, der Direktor wollte bloß noch seiner Blondes ansagen, und das war uns andern ja sehr angenehm.

Dann fragten wir sie einmal, wie sie das bloß macht und das Tempo durchhalten kann. Da lachte sie:

„Aber Kinder, wer kann denn das? Ich denke ja gar nicht dran, ich lasse ihn reden und mache meine Stichworte. Und daraus mache ich dann in Ruhe ganz anständige Briefe, wie Ihr seht!“

„Aber wenn Sie nun aus dem Steno vorlesen müssen?“

„Mach' ich, Kinder“, sagte sie, „dann lese ich ihm einen Brief vor, der Hand und Fuß hat, dann freut er sich, wie klar er sich ausgedrückt hat!“



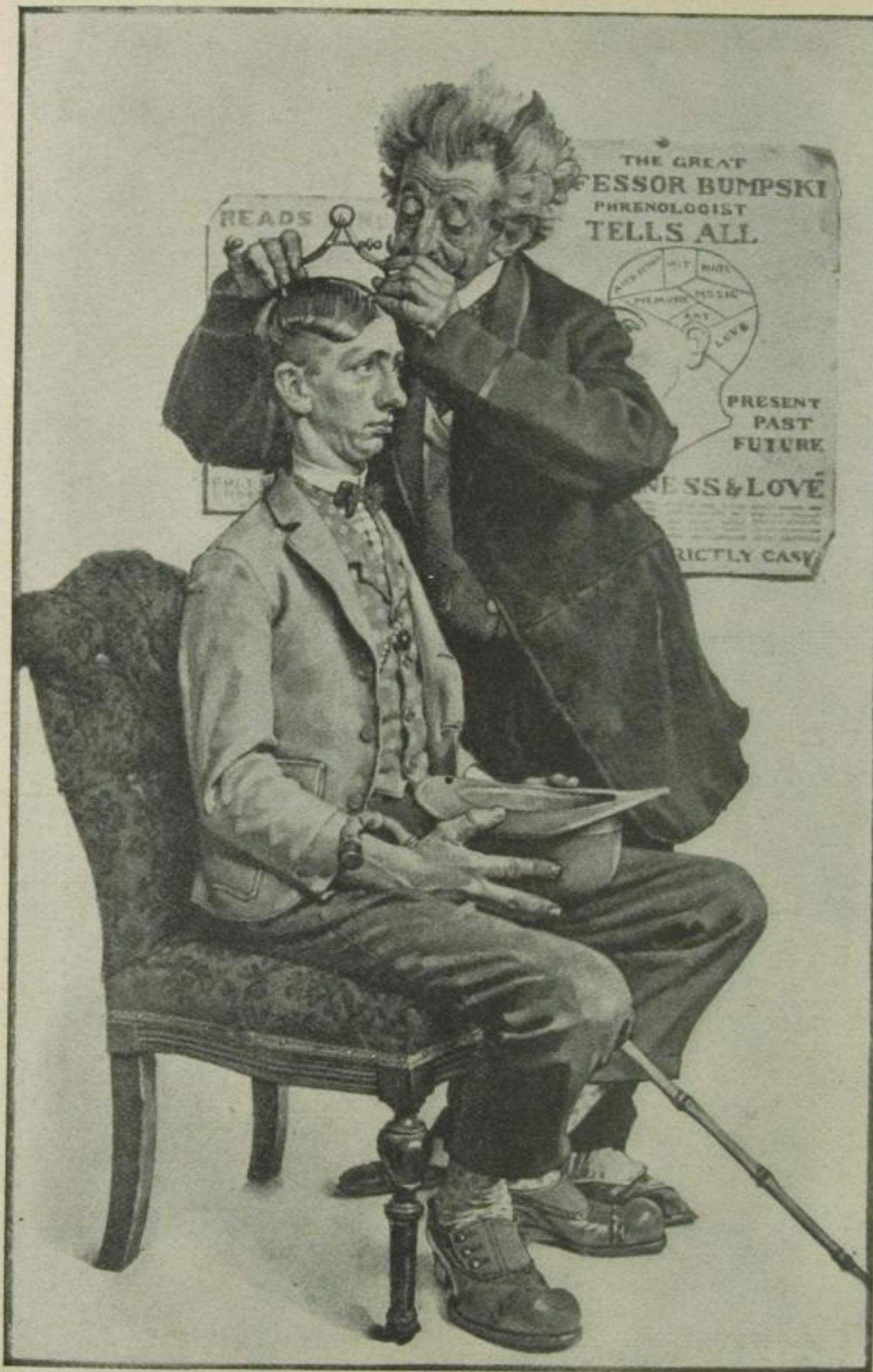
Die amerikanische Provinz, wie sie der Zeichner Norman Rockwell belauscht:
 Vor dem neuesten Kurszettel an der Straßenecke in einer Kleinstadt.
 Amerika besteht nicht nur aus Wolkenkratzern, Börsenfürsten, Tanzgirls und phantastischen
 Lichtreklamen, sondern zum allergrößten Teil aus kleinen, gemütlich dahinglebenden
 Bürgern, von denen wir in Europa niemals etwas erfahren.

Der kleine Mann in U.S.A.

Gezeichnet von seinem Mitbürger Norman Rockwell

Nicht alle Leute in Amerika wohnen in Wolkenkratzern, nicht alle werden auf den Straßen von Maschinengewehren erschossen oder erschies-

andere. Es gibt auch manche, die keinen Weinschmuggel treiben, keine Tonfilme produzieren oder in diesen auftreten und auf der Börse mit einem



Jeder Zoll ein kleiner Rockefeller:

Alle jungen Leute in Amerika sind überzeugt, daß sie so viel Erfolg wie Rockefeller haben können und lassen sich ihre unbegrenzten Möglichkeiten immer wieder gern durch Schädelmessungen, Schriftdeutungen, Handlesen usw. beim Wunderdoktor bestätigen.

Schlag Vermögen machen. Genau wie in anderen Ländern wohnt auch in Amerika ein Volk, eine hundert-

knallenden Zeitungen der Großstädte zu sprechen versuchen, und nicht immer ihre Gedanken treffen. Das ist das

millionenköpfige Menschenmasse: unendliche Regimenter von Arbeitern, zahllose Bataillone von Büroangestellten, Verkäufern, Agenten, Vermittlern; unendliche schweigende Heere der Ackerbauer. Von diesem „Volk“ redet Europa gar nicht oder selten.

„New York ist nicht Amerika“, sagen die New-Yorker selber. Aber eine Eisenbahnstunde hinter der „Statue der Freiheit“ beginnt schon „Gods country“, Gottesland, das Columbus durch ein Versehen zufällig entdeckt hat. Ein üppiges, fruchtbares, schönes Land. Hier eigentlich liegt und gedeiht Amerika — U. S. A. — in diesen unendlichen Strecken zwischen New York und Chicago, zwischen St. Louis und St. Franzisko . . . Da wohnt er — der kleine Bürger des großen Landes, der bescheidene

Durchschnittsmann, die schweigenden hundert Millionen Einwohner, für die die



In ganz Amerika hat „er“ morgens für „sie“ keine Zeit . . .
„Genau so ist es auch bei mir,“ wird jede Frau sagen.

Salz der U. S. A.-Erde, das Rückenmark der transatlantischen Republik. In den kleinen Städtchen und Nestern, auf den „Farmen“ und „Ranches“ werden die schreienden Telegramme von New York, Chicago und Los Angeles mit nicht weniger Verwunderung gelesen als hier in Europa. Was geht dort eigentlich vor in diesen gottlosen Sodom - Städten? Was treiben „sie“ dort für einen Unfug mit dem Wein, einem Geschenk des gnädigen Himmels? Und habt ihr gehört, dort im Süden — ist es noch bei „uns“ oder schon nicht mehr bei „uns“ — werden Millionen Säcke duftenden Kaffees ins Meer geworfen?! Und warum schweigt dazu Washington, wo auch ein paar von „unseren“ Männern im Kongreß und Senat sitzen.

Doch schließlich soll man nicht seine Nase in fremde Geschäfte stecken. Mögen sie dort tun, wie sie es verstehen. Hier im „Lande Gottes“ hat man genügend eigene Interessen und

lebt sein eigenes Leben mit seinen Sorgen und Freuden, fern von dem wilden Haschen und Rennen zwischen den Wolkenkratzern.

Ossip Dymow



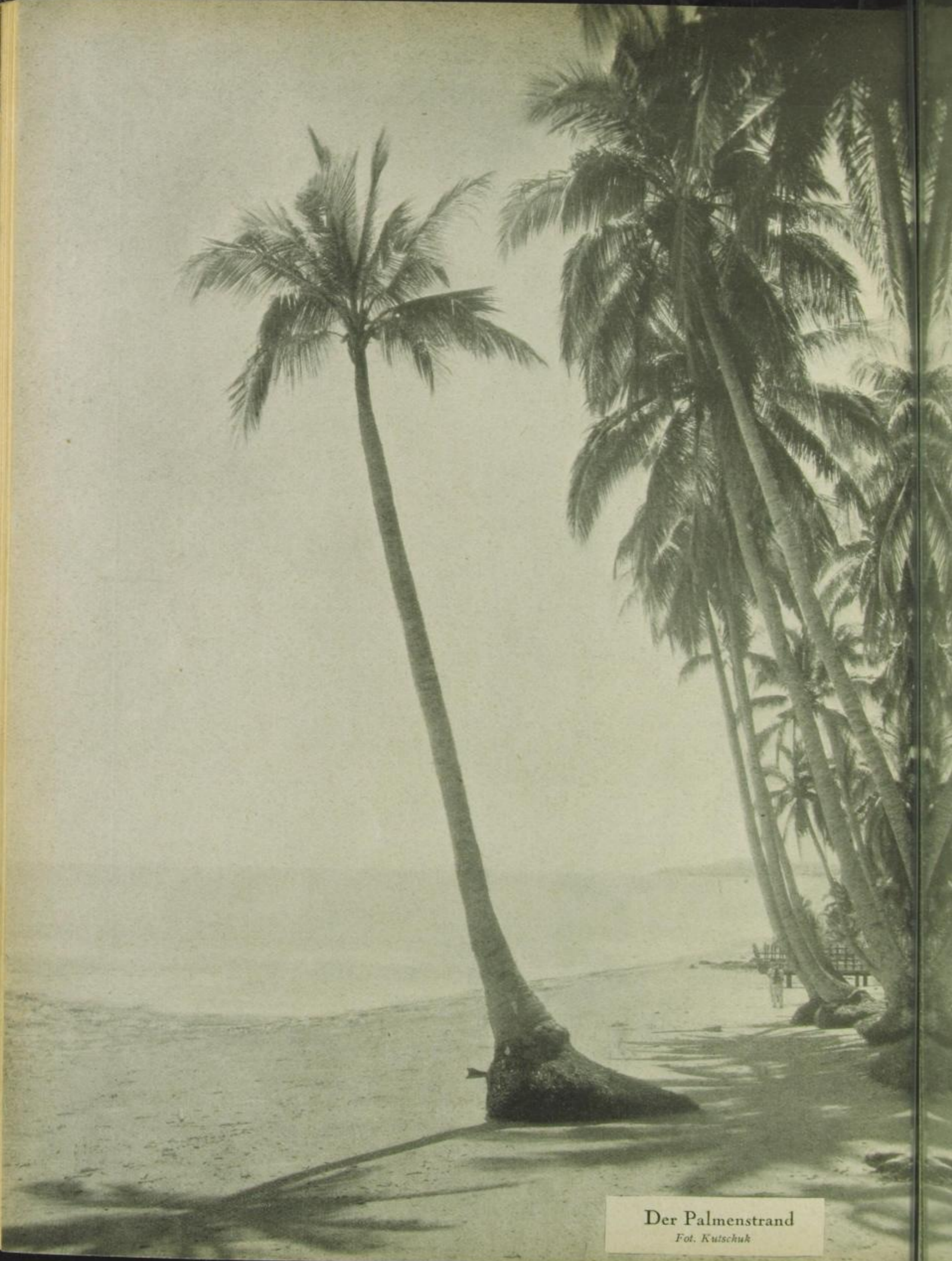
Der Musterschüler

„... unsere Schule ist stolz auf dich, Willi Matfield, Amerika ist stolz auf dich! Lebe und strebe so weiter, und den Staaten wird in dir ein neuer Abraham Lincoln erstehen.“



Am Ende eines schönen Tages.

Mit freundlicher Erlaubnis der Saturday Evening Post. Copyright 1931, The Curtis Publishing Company.



Der Palmenstrand

Fot. Kutschuk

Machen Sie sich Ihre Rätsel allein

Wir geben Ihnen die Auflösung

Eine neue Unterhaltung für unersättliche
Rätselrater

Zum guten Rätsel gehört erstens, daß es nur eine einzige Lösung zuläßt, zweitens, daß es zwar schwer, aber nach Mitteilung der Lösung jedem Ratenden unmittelbar einleuchtend und leicht vorkommt. Der zu erratende Gegenstand oder Vorgang muß zunächst in dem, was ihn von andern unterscheidet, scharf und klar und völlig eindeutig erfaßt sein. Und diese Eigenschaften muß man so einkleiden, verstecken, ausdrücken, daß sie ungewöhnlich oder unwahrscheinlich, eben rätselhaft erscheinen.

Nehmen Sie z. B. eine Geige. Sie besteht aus Bogen, Geigenkörper und vier Saiten. Der Ton entsteht durch Einwirkung des Bogens auf das Instrument, und zwar nur deshalb, weil die Geige hohl ist. Jetzt verkleiden Sie all dies unter dem Bilde einer sonderbaren Familie: Ein dürrer Vater,
Eine hohle Mutter,
Vier singende Töchter.
Was ist das?

L	—	∪	—	∪	—	∪	—
A	∪	—	∪	—			
M	—	∪	—	∪	—	∪	—
E	—	∪	—	∪	—		
T	—	∪	—	∪	—	∪	
T	—	∪	—	∪	—	∪	
A	—	∪	—	∪	—	∪	—

Dies ist ein unfertiges Akrostichon, das Sie zu Ende dichten sollen. „Lametta“ heißt die Lösung. Beim Akrostichon ist Bedingung, daß jede Zeile des Gedichts mit einem Buchstaben des Lösungswortes beginnt.

Ein anderes Beispiel: Der Schatten. Er ist immer neben dem Menschen. Was ihn von anderen Begleitern unterscheidet, ist, daß er nicht spricht. Ferner fällt beim Schatten ins Gewicht (welch Paradoxon, nicht wahr?), daß er sich im Dunkeln nicht blicken läßt, daß er wächst und einschrumpft, ganz nach Willkür, daß man aber niemals und unter keinen Umständen diesen stummen Begleiter los wird.

Diese Merkmale — und je mehr Merkmale es an einem Rätselwort zu entdecken gibt, ein um so interessanteres Rätsel kann man daraus bauen — gilt es nun, möglichst geheimnisvoll zu umschreiben, etwa:

Einer kommt, zweie
sieht man,
geht neben mir, sagt
nichts.

Aber Sie werden zugeben, daß man das noch viel hübscher und ausführlicher machen kann — versuchen Sie es mal!

Können Sie

_ _ _ _ _ Verdraß
 _ _ _ _ _ leben?
 _ _ _ _ _ Alpenfuß
 _ _ _ _ _ ergeben.

„Gewinn“
ist die Lösung dieses Vierzeilers,
den Sie zu Ende dichten
sollen.

„ab“ _ _ _ _ _
 „ver“ _ _ _ _ _
 „ge“ _ _ _ _ _
 _ _ _ _ _

„abgedruckt, verdrossen, gedrossen“ heißen die
Lösungswörter. Zu jeder Vorsilbe ist eine Verszweile,
zur letzten zwei Zeilen zu dichten, welche die
Bedeutung des Wortes jeweils
umschreiben.

Die hier angedeuteten Versrätsel sollen Ihnen nur helfen, Ihr Rätsel zu schmieden;

Oder: Lösungswort „Der Weg“. Ueberlegen wir mal, was für Eigentümlichkeiten dieser Begriff Weg enthält. Er kann krumm sein, er kann grade sein, breit oder schmal. Was er vorn an Länge einbüßt, das nimmt er hinten, also hinter dem Schreitenden, wieder zu. Ueberhaupt läßt sich gar nicht absolut feststellen, ob er lang oder kurz ist; das kommt ja darauf an, an welcher Stelle des Weges derjenige, der das sagt, sich

grade befindet. Dadurch tritt der relative Charakter all der Eigenschaften zutage, was wiederum Anlaß zu einem Versteckspielen gibt, also neue Möglichkeiten und Reize beim Rätselmachen. Manche Lösungswörter lassen sich überhaupt nur, in Beziehung zum Menschen gesetzt, umschreiben; wenn Sie zum Beispiel an das Wort „Prozeß“ denken: Wer hat ihn gern? Niemand. Obwohl man ihn aber nicht gern hat,

... wir geben Ihnen

Habicht • Abstand • Parabel,
Arabien • Maßstab • Vorgabe
heißen die Wörter, die in die-
sem Füllrätsel verwendet werden.



sollen. Diese Wörter sind so in
das Schema einzusetzen, daß auf
die Stelle der Punkte immer die
gleichen Buchstaben entfallen.

_ _ _ _ _ 1 2 3
 _ _ _ _ _ 2 3 1 _ _

Ein Zahlenrätsel, wie dieses ein ist, er-
setzt jeden Buchstaben des Lösungswortes
durch eine Zahl. Hier heißen die Lösungswörter:
Tal - Alt. Können Sie sich einen
Vers darauf machen?

Ein Füllrätsel sucht
seinen Inhalt

_ _ _ _ _ klar,
 _ _ _ _ _ wahr.

Das Lösungswort heißt „Augen“.
Bei dieser Scherzrede wechseln die
Silben untereinander, wodurch
eine neue Bedeutung des Wortes
entsteht; also: Augen - genau.

Machen Sie sich Ihre Rätsel selber!

Rätsel dichten? . . .

_ _ _ _ _ Bayernland
 _ _ _ _ _ verwandt

Die Lösung heißt hier „Ettal-
Lotte“. Also ein Wort, das vor-
wärts und rückwärts gelesen einen
Sinn ergibt. Diese Rätselaart
heißt Palindrom;
(z. B. Neger - Regen).

_ _ _ _ _ Weihnachts-
baum
 _ _ _ _ _ Raum.
 _ _ _ _ _ wohl?
 _ _ _ _ _ soll.

Die Lösung dieses Rätsels heißt
„Kerze“. Dichten Sie es zu Ende
und vergessen Sie dabei nicht,
daß „Kerze“ auch eine bekannte
Turnübung ist.

_ _ _ _ _ lesen
 _ _ _ _ _ lösen.

Die Lösung heißt „Band“.
Zu beachten ist, daß dieses Wort
verschiedene Bedeutung hat. Sie
stehen also vor der Aufgabe,
ein Homonym-Rätsel
zu machen.

Sie brauchen aber nicht das Versschema zu benutzen, wenn Ihnen etwas Besseres einfällt.

mag man ihn doch auch nicht ver-
lieren — hier kommt die Doppeldeutig-
keit des Wortes „verlieren“ zu ihrem
Recht —, gewinnt man ihn aber, so hat
man ihn ja nicht mehr. Also gewiß
eine rätselhafte Sache, dieser Prozeß,
aus dem man schon ein Rätsel dichten
kann, nicht wahr?

Zum Schluß geben wir noch ein amü-
santes Beispiel: Eine Köchin saß auf
einem dreifüßigen Schemel und aß

Fleisch von einem Knochen. Ein Hund
riß ihr den Knochen weg. Da ergriff die
Köchin den Schemel und warf damit
nach dem Hund, der vor Schreck den
Knochen fallen ließ.

Der Rätseldichter machte daraus:
Zweibein saß auf Dreibein,
Da nahm Vierbein Zweibein Einbein,
Da nahm Zweibein Dreibein und warf
nach Vierbein,
Daß Vierbein Einbein fallen ließ.

Roland Schacht

hier die Auflösung

Hier haben wir Ihnen
einen rechten Rätsel-
Salat angerührt, näm-
lich das Schema eines
Kreuzworträtsels, in
das Sie Wörter nach
Belieben einfügen dür-
fen. Bedingung ist: der
nebenstehende



Spruch muß dabei her-
ausgelesen werden und
das erste Wort waage-
recht muß „Salat“
heißen. Versuchen Sie
und wohl bekomm's.
(Die beiden Zweier-
felder ergeben keine
Wörter.)

Wir geben Ihnen nur die Auflösungen dazu!



Fot. Day
 Heimkehr von einem Sturz aus 500 m Höhe.
 Der Pressefotograf Day sprang aus einem Flugzeug, um
 zum erstenmal während eines Fallschirm-Abstieges
 fotografische Aufnahmen zu machen.

Heimkehr aus dem Abenteuer

Abschied und Heimkehr, diese beiden Bilder
 sind so alt wie die Menschheit. Sie sind Mo-
 tive in allen großen Epen und Dramen der Mens-
 cheit, und in vielen, vielen Liedern. In den Helden-
 epen sind sie die Angelpunkte, dazwischen sind
 die Abenteuer des Helden erzählt und die stillen
 Leiden und Versuchungen der alleingeblichenen Frau.

70



Mrs. Bruce sieht ihr Kind nach einem
 Die englische Fliegerin Mrs.
 Belgrad — Konstantinopel —

„Mutter ist von einem Weltflug zurückgekehrt!“
 Flug über den europäischen Kontinent, Asien und Nordamerika wieder. Rechts ihr Mann.
 Victoria Bruce flog mütterseelenallein in 130 Tagen von London über München — Wien — Budapest —
 Bagdad — Karachi — Kalkatta — Rangoon — Bangkok — Hongkong — Shanghai — Vancouver nach New York.

Fot. Sennecke

71



Fot. Lindeck

Der moderne Ritter nimmt vor dem Turnier mit dem Tode Abschied von seinen Damen
Udets Aufbruch vom Tempelhofer Feld zu den nationalen Luftspielen in Cleveland, U.S.A., wo er als der
größte Kunstflieger der Welt gefeiert wurde.



Als er Abschied nahm . . .
 Aufbruch und Heimkehr von Sir Alan
 Cobham nach seinem Europa-Asien-
 Australien-Flug. Die 50 000 km lange
 Strecke legte er in 320 Flugstunden zu-
 rück. Auf diesem Flug wurde ihm zwischen
 Bagdad und Basra sein Begleiter und
 Flugtechniker durch einen Araber im
 Fluge abgeschossen. Zwischen Penang
 und Rangoon blieb er drei Tage ver-
 schollen. Als er von seinem abenteuer-
 lichen Fluge zurückkehrte, schlug ihn der
 König von England zum Ritter.

Abschied und Heimkehr — in
 diesen beiden Bildern ist etwas
 über eine natürliche Ordnung
 im Leben der Menschheit aus-
 gesagt. Diese beiden Motive



Fot. Keystone

. . . als er wiederkam,
 nachdem seine Frau wochenlang jede Minute um sein
 Leben gezittert hatte.

werden durch zeitliche Veränderungen nicht berührt, denn ihre Größe liegt nicht so sehr in der Gefühlsbetontheit, als darin, daß sie Ausschnitte aus einer natürlichen Ordnung des Lebens sind eines Lebens, das wechselt zwischen Abenteuer und Ruhe, zwischen Welt und Zuhause, zwischen Erleben und Ordnen, zwischen Kämpfen und Pflegen. Wenn es uns heute merkwürdig berührt, daß Frauen abenteuerliche Fahrten durch die Welt machen, dann nicht so sehr, weil das Abenteuer ein Vorrecht der Männer ist und etwas, was nur Männer bestehen könnten, sondern weil es gegen eine überkommene natürliche Ordnung des Lebens verstößt.

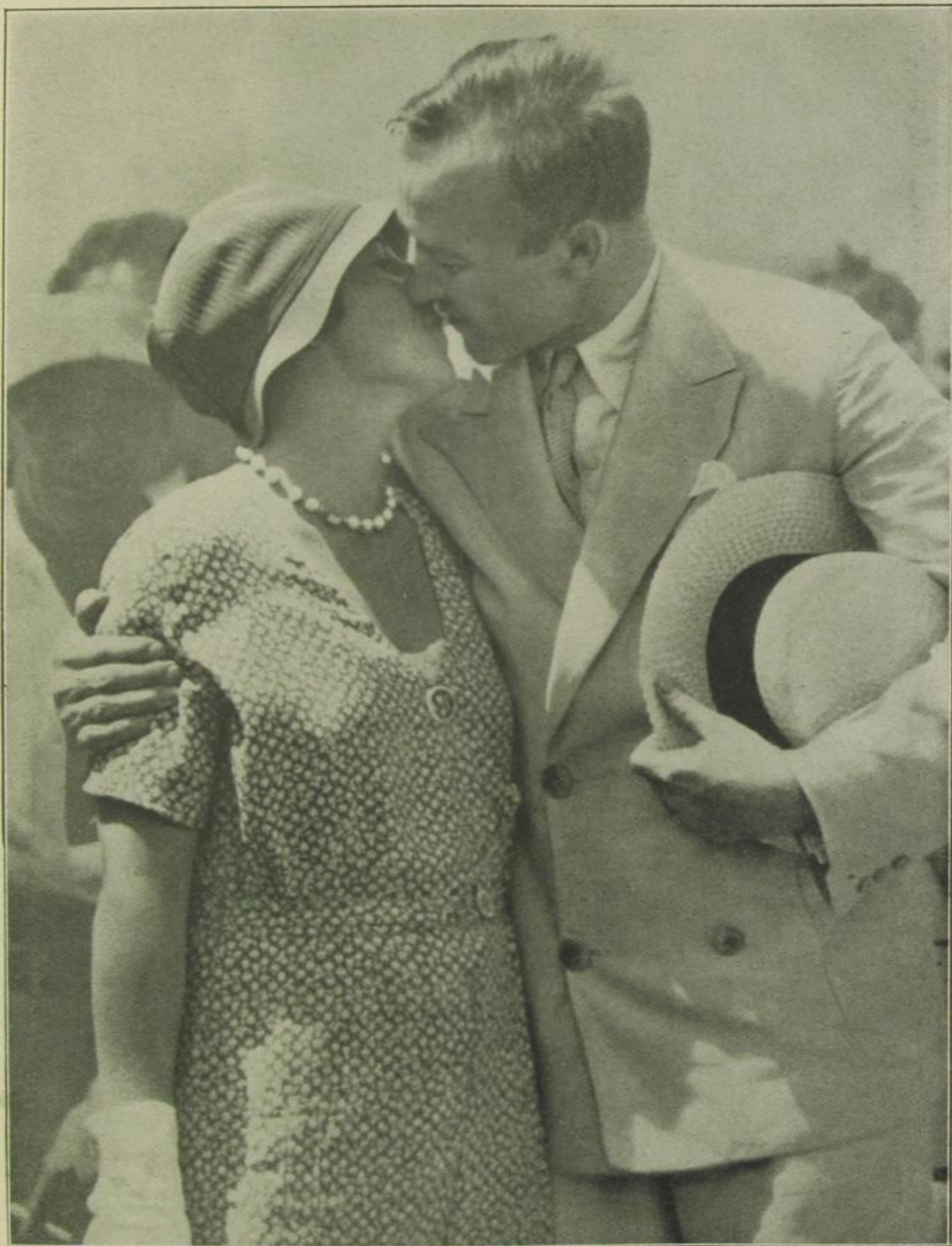
Wir haben eben eine Zeit hinter uns, in der Abschied und Heimkehr die

Menschheit kollektiv in zwei Gruppen teilte. Die Männer waren als Kollektiv hinausgezogen in das Abenteuer des Weltkrieges, die Frauen waren ebenso als Kollektiv zurückgeblieben. Als Massenerlebnis hatten Abschied und Heimkehr ihre Natur geändert, das Erlebnis war stark entwertet. Erst nach dem Kriege erlebten wir den Wiederbeginn der Tapferkeit und des Abenteuers als Tugend. Der Mann ist wieder tapfer auf eigene Rechnung, auf ganz eigene Rechnung, und die Frau ist wieder schön und lieblich für sich, ganz für sich. Etwas von der alten Ehrbarkeit ist wieder ins Leben gekommen. Die Familie scheint wieder in Ordnung zu kommen. Abschied und Heimkehr sind wieder kräftige, ur-eigene Lebensmotive.



Fot. Henschke

Der Rennfahrer Carracciola,
der seit Jahren die tollkühnsten Rekorde für Mercedes-Benz aufstellt, wird wieder einmal von seiner Frau
lebend und wohlbehalten in die Arme geschlossen.



Fot. P. & A.

Die Heimkehr nach der Luft-Odyssee

Schildhauer, der das bisher unerprobte 7200 PS starke Dornier-Flugzeug auf der letzten Etappe über den Ozean führte, wird nach seiner glücklichen Landung in New York von seiner Gattin begrüßt.



Lilien im Glashaus

Fot. M. G. M.



Zeichnung von Kroll

„... wackelnd und knarrend zog das Wägelchen durch das weit geöffnete Lagertor . . .“

Die Flucht

Erzählung von Julius Karsten

„**M**aine Cherren, Sie haben wol das Recht, Fluchtversuche zu unternehmen, aber wir haben die Pflicht, solche Verruche mit allen

Mijteln zu verhindern . . .“ — mit diesen Worten schloß der russische Kapitän und Lagerkommandant seine Ansprache an einen eben eingetroffenen

Transport von etwa hundert kriegsgefangenen Offizieren der deutschen und österreichischen Armee. — Nun, dieser Pflicht kam die russische Regierung des Jahres 1916 mit einer Vollkommenheit und Pünktlichkeit nach, die man bei anderen völkerrechtlich festgelegten Punkten über die Behandlung der Kriegsgefangenen nur allzusehr vermissen mußte.

Das kleine ostasiatische Grenzdörfchen am Ussuri, wenige Werst nur vom chinesischen Gebiet, aber 9500 Kilometer von der Heimat entfernt, war eine Strafstation für alle jene Kriegsgefangenen, denen die Russen am wenigsten trauten. Tätlicher Widerstand gegen den Feind nach der Gefangennahme, eine mißglückte Flucht oder sonst etwas gaben Anspruch auf Unterbringung in diesem Lager auf unbegrenzte Dauer. Manch einer hatte beispiellose Strapazen hinter sich und unerschütterlichen Mut bewiesen, als ihn widrige Umstände erneut dem Gegner auslieferten. Keinen aber hatte das Unglück in seinem Vorhaben wankend gemacht. Der Gedanke an Selbstbefreiung beherrschte sie alle.

Hier war nun aber die Absperrung von der Außenwelt so vollkommen und raffiniert durchgeführt, daß es völlig aussichtslos erschien, ein derartiges Unternehmen zu wagen; nicht nur für den Flüchtling selbst, sondern auch fürs ganze übrige Lager hätte es unweigerlich lebensgefährdende Strafverschärfungen zur Folge gehabt. So blieb auch eine Zeitlang alles ruhig im Lager, dessen äußeres Bild sich nur wenig von den übrigen Gaststätten unterschied, die Rußland seinen Kriegsgefangenen bereitete: drei Meter hohe, stacheldrahtgekrönte Bohlenwände ringsherum, Posten auf den Wachtürmen in jeder der vier Ecken und Doppelposten am Tore, patrouillierende Gendarmen im Innern des Hofes. Die winzigen Zimmerchen des dreistöckigen Rohziegelbaues mußten wohl im Frieden für Offiziers-Stellvertreter und Unteroffiziere bestimmt gewesen sein, hatten alle einen gemeinsamen Durchgang zur

Haupttreppe und — wie neugierige Späheraugen und Hände alsbald feststellten — auch einen, allerdings mit Brettern verschalten, Nebenaufgang, wahrscheinlich einst für Diener und Ordonnanzen bestimmt.

Der Kommandant: ein gut genährter Mann mit intelligentem Gesicht; russischer Pole, Rechtsanwalt von Beruf und jetzt die Gradabzeichen eines Kapitäns auf den Achselstücken tragend. Er rühmte sich, daß es noch keinem seiner Gefangenen geglückt sei, zu entweichen. Neigung wie Befähigung machten ihn zu einem in der Vollendung hinterhältigen und tückischen Schinder wehrloser Kriegsgefangenen. Als solcher war er mustergültig und verdiente uneingeschränktes Lob. Das wurde ihm denn auch jedesmal bei der Inspektion des Lagers durch den Generalgouverneur des ganzen Bezirkes zuteil und verlängerte ihm die Freude, auf ein Jahr zumindest, fern vom Schuß der Front den absolut verlässlichen Polen zu spielen.

Jeglicher Verkehr mit der Außenwelt war unterbunden; die versprochenen Freibäder im Ussuri unterblieben, Kranke siechten jämmerlich ohne Spitalspflege dahin. Das einzige nicht-russische Lebewesen, das allwöchentlich einmal das Lager betreten durfte, war ein kleiner verkrüppelter Chinese, dem die Kloakenreinigung oblag; ein altersmüdes, winziges Pferdchen zog ein gebrechliches Wägelchen, auf dem eine große Tonne lag. Diesem seltsamen Gespann, das keineswegs von den Wohlgerüchen Arabiens umduftet war, wich alles in großem Bogen aus, und selbst die russischen Wachsoldaten, nachdem sie die Tore des Gefängnishofes dem sanitären Vehikel geöffnet hatten, brachten ihre sicherlich unverwöhnten Nasen in gemessene Entfernung davon. Unbehelligt von irgendwelcher Visitation trudelte der bezopfte Besitzer dieses Gefährts, ewig grinsend, seine menschenleere Bahn dahin . . .

Einzig zwei junge Leutnants sah man öfter in angeregter mimischer Unterhaltung mit dem Sohne des Reiches der

Mitte; lebhafteste Gesten schienen die einzelnen Wortflicken aus Russisch, Englisch und Deutsch zu verbinden, mit denen da scheinbar ein herzliches Band des Einverständnisses gewoben wurde, indes Kübel um Kübel aus der Zisterne so von ungefähr in den Bauch der Tonne verschwand.

*

Spätherbst war's, und wochenlang goß unendlicher Regen vom ewig grauverhangenen Himmel herab, als zwei Offiziere vor ihrem dienstältesten Kameraden standen und ihm gehorsamst Meldung von ihrer morgen stattfindenden — Flucht aus dem Lager erstatteten; der Oberst verwies ihnen ihr Beginnen nachdrücklich, berief sich auf das Verbot aussichtsloser Fluchtversuche seitens der eigenen Regierung, stellte ihnen die Drangsalierungen vor Augen, denen das ganze übrige Lager unfehlbar ausgesetzt sein würde, drohte mit ehrengerichtlicher Untersuchung daheim, nichts fruchtete.

„Herr Oberst, wir garantieren, daß dem Lager nichts geschehen wird. Wir wollen auch das unsrige dazu tun, daß der Kapitän abgelöst wird!“

„Seid ihr vollends übergeschnappt? Eher kann ich glauben, daß wir mit Luftschiffen abgeholt werden, als daß wir von dieser Bestie erlöst würden.“

„Abwarten, Herr Oberst, abwarten!“

„Schert euch zum Teufel, und macht, was ihr wollt, aber ihr habt die Verantwortung zu tragen!“

„Herr Oberst, wir tragen sie!“

Um die dritte Nachmittagsstunde zotelt wieder der „Kitaiski“ mit seinem Wägelchen in den Hof, macht sich umständlich an die Vorbereitungen für sein unappetitliches Geschäft, indes der Posten am nahen Wachturm sich fester in seinen Mantel hüllt, den Baschlik über die Ohren zieht und stumpfsinnig mit den Augen den Regentropfen folgt, die ihm vom Schirmdach der Mütze auf den Patronengurt kullern. Träge gehen seine Gedanken irgendwohin zurück in die engere Heimat, wo sein Häuschen

stehen mag. Er hat jedenfalls nicht acht und sieht nicht, welch seltsamen Inhalt diesmal die scheußliche alte Tonne in sich aufnimmt. Umwickelt von Zelttüchern und vermummt die Gesichter, verschwinden zwei Menschen in der — heute leeren — Höhlung, über die schließlich ein Stück Sackleinwand gebreitet wird; so wie sonst, ewig grinsend, zieht der Zopfträger seine menschenleere Bahn, wackelnd und knarrend das Wägelchen durchs weit geöffnete Lager-tor hinderein. Fluchend wirft der Posten die schweren Türflügel wieder zu und schimpft mörderisch, daß er deshalb sein regnerisches Versteck verlassen mußte.

Abends, um die achte Stunde, ist wie immer die Prowiérka, die Zählung der Kriegsgefangenen. Bei schönem Wetter draußen im Freien, in der Regenzeit in den Zimmern der Kaserne. Ein alter aus dem Mannschaftsstande hervorgegangener Fähnrich führt eine Abteilung von etwa zehn Landsturm-männern heran, besetzt mit ihnen das Tor und die Türen in den einzelnen Stockwerken, und nun beginnt das, ach so mühevollste Amt des Zählens. Von Zimmer zu Zimmer schreitend, die Namenslisten in der Hand, werden die Insassen vom Fähnrich gezählt, und meist müssen sie selbst bei der endgültigen Feststellung der Anzahl mithelfen. Ist so das Parterre absolviert, geht es in den ersten Stock, wo die älteren Herren, die höheren Dienstgrade, wohnen; da gibt's dann meist eine Tasse Tee, eine Zigarette, eine teilnehmende Frage nach dem Befinden und einen phonetischen Gratis-kursus im Abhören der vielfachen Betonungen, die das wunderbare „Nitschewo“ verträgt.

Starr und steinern halten indes vor den Türen des Korridors die Posten Wache und scheuchen jeden zurück, der etwa aus dem Zimmer wollte. Daß inzwischen im letzten Zimmer des Erdgeschosses flinke Hände zwei Bretter aus der Verschalung lösen, zwei schlanke Leiber sich durch die so entstandene Oeffnung zwängen und auf flinken

Sohlen die Hintertreppe bis zum dritten Stockwerk hinaufspringen, das können, das dürfen die biedereren Wächter auch nicht sehen. Oben nun öffnet sich auf ein verabredetes Zeichen wieder eine offiziell fest verschlossene Tür, rasch werfen sich die zwei auf die leeren Bettstellen der heute nachmittags geflohenen Kameraden, lassen sich bis über die Ohren zudecken, und wenn Gospodin Petroff mit der Liste in der Hand in den Zimmern der dritten Etage erscheint und beim Zählen die beiden „Kranken“ gewahrt, die liegen müssen, geht er ganz sacht und rücksichtsvoll aus dem Zimmer, den beiden, die da so „bolnoi“ sind, die besten Genesungswünsche bei den um die Tische sitzenden Kameraden zurücklassend.

Acht lange Tage hindurch geht das so — immer noch gießt es draußen wie mit Kannen, immer noch findet die Zählung in den Zimmern statt, immer noch sind im dritten Stockwerk zwei Offiziere krank und müssen das Bett hüten.

*

Da, am neunten Tage, durchhallen Alarmsignale den Hof; Antreten zur Kontrolle im Freien, trotz dem Regen! Ein verstärktes Pikett Landstürmler zieht auf, Fähnrich Petroff und alle anderen Unteroffiziere sind da, neben ihnen ein sympathischer alter Herr, ein russischer Oberstleutnant seines Zeichens. Er stellt sich als neuer Lager-Kommandant vor, zählt unter Namensaufruf die Kriegsgefangenen und bemerkt in die bange Pause hinein, die bei der Nennung der beiden Flüchtlinge entsteht, nur kurz: „Ich weiß“. Läßt dann abtreten und verspricht dem Lagerältesten die Abstellung der drückendsten Erschwerungen: es darf wieder täglich frisches Trinkwasser geholt werden, die Fenster können offen bleiben, die Kranken werden täglich zur ärztlichen Untersuchung geführt u. a. m.

Grenzenlose Verblüffung malt sich auf allen Zügen, niemand versteht den Zusammenhang, kann ihn verstehen! Was Delegationen des Roten Kreuzes nicht

vermochten, woran Interventionen diplomatischer Vertreter des neutralen Auslandes ergebnislos scheiterten, das sollte plötzlich zwei popligen Leutnants gelungen sein? Der Kapitän abgelöst, und das Lager bekommt für einen geglückten Fluchtversuch zweier seiner Insassen statt Strafe offenkundige Erleichterungen zu verspüren? Wie ging das zu?

Zwei Monate später brachte der Vertreter des schwedischen Roten Kreuzes mündlich die Aufklärung dieser ganzen seltsamen Geschichte, die ihm die beiden glücklich in Tientsin eingetroffenen Flüchtlinge selbst erzählt hatten: ein simples Postkärtchen war's, von ihnen in Wladiwostok aufgegeben. Dieses aber war sein Inhalt:

„Sehr geehrter Herr Kapitän! Wir teilen Ihnen mit, daß wir wohlbehalten hier eingetroffen sind und eben im Begriffe stehen, nach Tientsin weiterzureisen. Wir danken Ihnen herzlichst für Ihre uns geleistete Hilfe und Unterstützung und werden verabredungsgemäß die restlichen 200 Rubel bei der Deutsch-Asiatischen Bank zur Auszahlung an Sie anlegen. In aufrichtiger Dankbarkeit Ihre ehemaligen Schützlinge aus dem Konzentrationslager in K....“ (folgen die vollen Namen und Dienstgrade der beiden).

Die Rechnung stimmte tadellos. Die Karte kam, wie jede andere Korrespondenz, zur Zensur, wo sie begreifliches Aufsehen erregte; von dort zum Generalgouverneur, der kurzerhand den Lagerkommandanten ablösen und auf die Hauptwache führen ließ. Zu tief war die Gewißheit von der selbstverständlichen Bestechlichkeit aller Amtsorgane im russischen Gemüt verankert, als daß auch nur einer auf den Gedanken kommen konnte, die Geschichte könnte vielleicht gar nicht wahr sein.

Ob es dem Herrn Kapitän dennoch gelang, seine völlige Schuldlosigkeit in dieser Sache zu erweisen, war nicht in Erfahrung zu bringen.

Das Lager jedenfalls sah ihn niemals wieder.



Fot. Löhrisch

Weihnachtliches Deutschland
Burg Saaleck in Thüringen

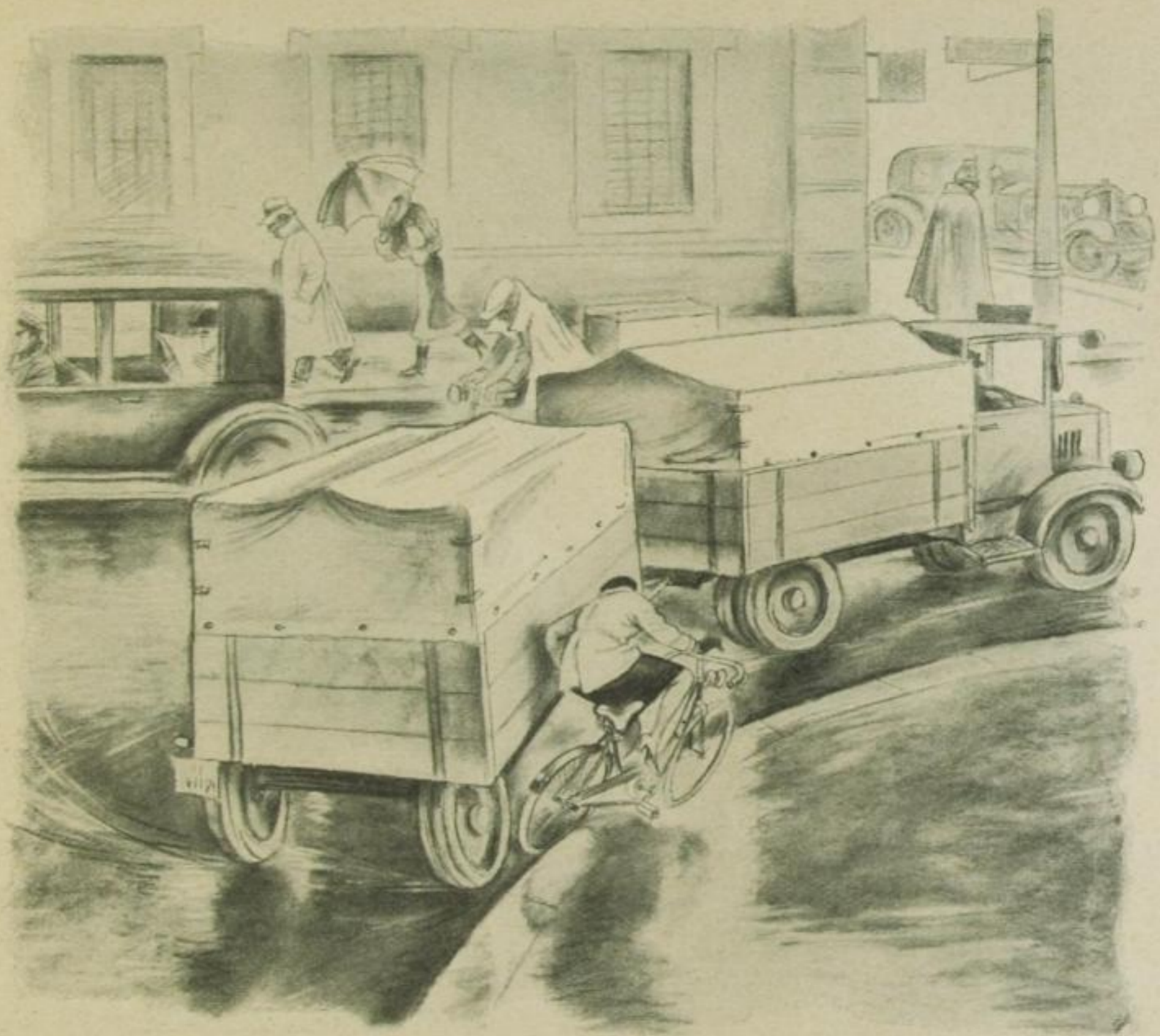




Das spannende Buch
Aufnahmen Yva



Meine Zeitungsfrau
Aufnahme Heinz Hell



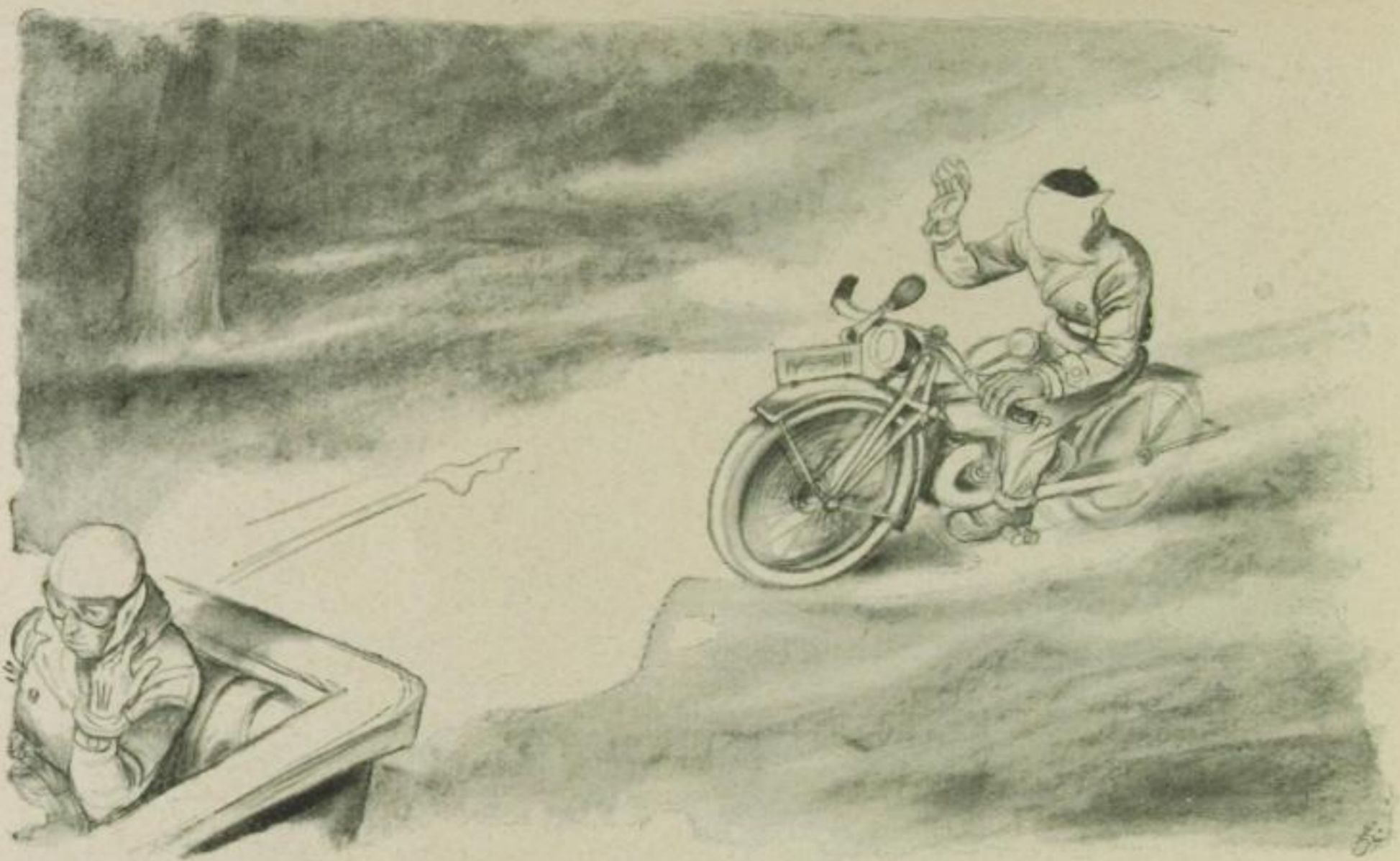
15. prämierte Einsendung: Anhänger rutschen leicht — nicht so dicht heranfahren!
 „Ich fuhr an einem feuchten Tag auf meinem Rad vom Dienst heim. An einer Kreuzung bog ein Lastwagen mit Anhänger hinter mir ein. Ungefähr nach 6 Metern überholt mich der erste Wagen, jedoch der Anhänger gerät ins Rutschen, das Rad schlägt nach rechts, während ich unter den Wagen stürze, wobei der Oberschenkel derart zertrümmert wurde, daß eine Amputation des linken Beines nötig wurde.“
 Mit **30.— Mk.** prämierte Einsendung von Marianne Hermsdorf, Groß-Tornow

Die Verkehrs-Fibel des „Uhu“

Die vierte Serie unseres Preisausschreibens „Der Uhu sammelt Verkehrsunfälle“
 Vier neue, mit einem Preis von Mk. 30.— prämierte Einsendungen

Wir setzen hier die Veröffentlichung von preisgekrönten Schilderungen ungewöhnlicher Auto-unfälle fort und hoffen, daß das Inter-

esse an unserer Verkehrsfibel so rege bleibt wie bisher. Die von uns ausgewählten, in Wort und Bild gezeigten Unfälle können sich trotz ihrer Außer-



16. prämierte Einsendung: Papier oder Gegenstände, aus dem fahrenden Auto geworfen, gefährden Fußgänger und Radfahrer!

„Ich fuhr mit meinem Motorrade, einer besonders schnellen Maschine, in Richtung Harz nach H. Vor mir war, soweit ich beurteilen konnte, ein schokoladenbraunes, großes Kabriolett. Beide Fahrzeuge befanden sich in sehr schneller Fahrt. Als ich überholen wollte, gab ich vorschriftsmäßig Signal. Ich war vielleicht 10 bis 15 Meter von dem Wagen entfernt, als die Insassen des Wagens ein Stück Papier über ihre Köpfe nach hinten warfen. Das Papier, ein Seidenpapier, flatterte mir vor das Gesicht und wurde durch die schnelle Fahrt fest angeschmiegt. Im selben Augenblick faßte ich danach, hörte es jedoch nur noch krachen und landete im Straßengraben.“

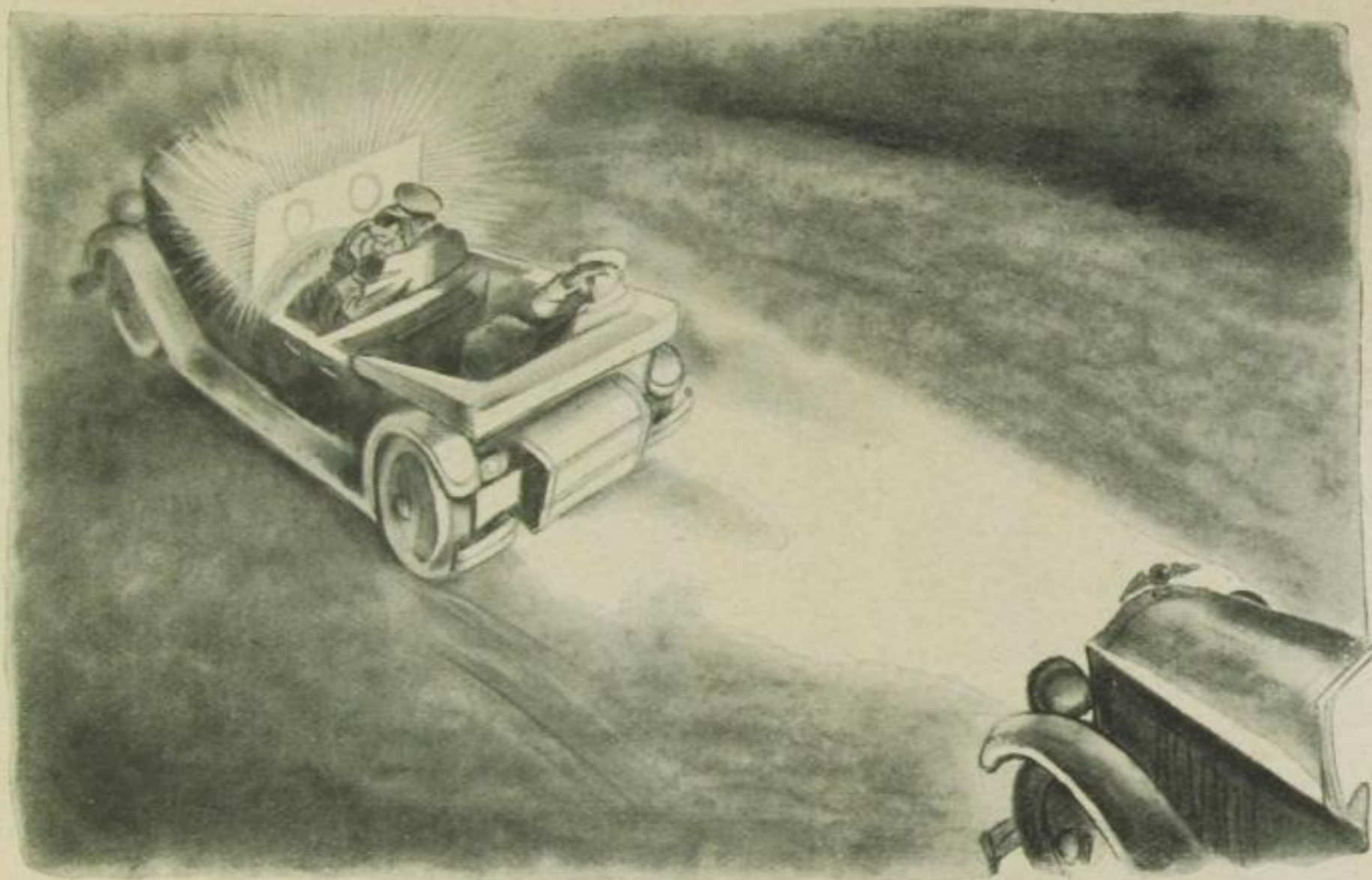
Mit **30.— Mk.** prämierte Einsendung von Walter Rienäcker,
Blankenburg a. H.

gewöhnlichkeit täglich, stündlich wiederholen. Sie beruhen nicht auf Zufällen, sondern sind Folgen menschlicher Handlungen, die nicht durch Leichtsin, sondern einfach aus Unbedachtsamkeit, aus Nichtberücksichtigung der Gefahrenmöglichkeiten erfolgten.

Eine große Anzahl der uns zugegangenen Schilderungen, die wir nicht für die Veröffentlichung auswählten, befassen sich mit Unfällen, die hervorgerufen wurden durch einfaches Nichteinhalten der Verkehrsregeln, durch Uebermut, spielende Kinder, meistens durch Rechenfehler, durch das Gefühl des Fahrers: „Ach was, es wird schon gehen!“ Hier

mußte natürlich von einer Prämiierung abgesehen werden. Alle diejenigen Einsender, die uns von Unfällen erzählen, die durch dem Fahrer in den Schoß flatternde Hühner, durch Insektenstiche, fortfliegende Hüte usw. usw. hervorgerufen wurden, möchten wir an den berühmten Ziegelstein erinnern, der vom Dache fällt. Auch als Fußgänger sind wir vor unglücklichen Zufällen nicht sicher.

Um in Zukunft Enttäuschungen zu vermeiden, geben wir auf Seite 104 eine Aufzählung der bisher von uns prämierten Fälle, die sich natürlich nicht mehr zur Einsendung eignen.



17. prämierte Einsendung: Eine Erfahrung, die von den Verkehrsvorschriften noch nicht berücksichtigt worden ist: Scheinwerfer von hinten blenden den Fahrer eines vorfahrenden Autos!

„Als ich kürzlich auf einer kurvenreichen Strecke des Nachts mit meinem Wagen eine Fahrt unternahm, wollte ein hinter mir befindliches Auto vorfahren. Als es sich mir bis auf etwa fünfzig Meter genähert hatte, bildete das Licht seiner Scheinwerfer auf meiner Winddruckscheibe ein blendend helleuchtendes Rechteck ab, das mir die Sicht nach vorne völlig benahm. Nur durch schleuniges Vollgas-Geben meinerseits konnte ich einen argen Unfall vermeiden. Der Zustand der vollkommenen Sichtbenommenheit dauerte länger als eine halbe Minute.“

Mit **30.— Mk.** prämierte Einsendung von Gerhard Schwarz, Wien.

18. prämierte Einsendung: Tiere gehören nicht neben den Führersitz!

„Der schwere Luxuswagen eines Industriellen fuhr durch eine Stadt Mitteldeutschlands. Neben dem Schofför der Hund, dessen Aufmerksamkeit mit einem Male durch irgendein Ereignis besonders angezogen wurde. Hunde aller Art lieben es, durchs Fenster sich die Gegend genau zu betrachten, und so hatte auch hier der verblüffte Lenker plötzlich das Tier über seinem Arm und auf dem Steuerrad. Sei es nun, daß er den Hund wegdrücken wollte oder dieser mit den Beinen sich in den Steuerspeichen verfang und sich aus der unbequemen Stellung durch Strampeln loslösen wollte, jedenfalls verlor der Mann die Herrschaft über den Wagen, der mit voller Gewalt gegen eine Mauer fuhr.“

Mit **30.— Mk.** prämierte Einsendung von Gerhard Schön, Frankfurt a. M.



18. Tiere gehören nicht neben den Führersitz!

Zeichnungen von Fritz Eichenberg

87



Sie weiß alles von ihr: ihr Alter, ihre Freundschaften, ihre geheimen Sehnsüchte, sogar, was sie über sie denkt — aber ihre Hand kennt sie nicht!

Wessen Hand?

Ein Spiel für
langweilige
Gesellschaften

Können Sie sich das Gesicht Ihrer besten Freundin vorstellen? Sicherlich. Aber auch ihre Hände? Das ist schon etwas ungewöhnlicher, obwohl doch die Hand eines Menschen bestimmt ebensoviel für sein ganzes Wesen aussagt wie sein Gesicht. Probieren Sie mal in einer Gesellschaft das Spiel „Wessen Hand?“ aus. Dazu stellen sich alle Teilnehmer hinter einen Vorhang und verhalten sich da mög-

lichst still. Nur der Ratende steht vor dem Vorhang, und ihm wird nun jeweils eine Hand entgegengestreckt, er soll raten, wem sie gehört. Machen Sie es aber dem Ratenden nicht zu leicht; wenn sie flüstern oder kichern, kann er bei einigermaßen feinem Gehör rasch erkennen, wer weiter entfernt steht, also nicht seine Hand zeigt, und wer dicht davor steht, wem also vermutlich die Hand gehört.

Ein Tag, an den ich lange denken werde

Erzählung von David Garnett

In diesem Sommer verbrachte ich ein paar Tage bei einem Freunde in Kent, in einem kleinen häßlichen Landhaus, das nur wenige Schritte von der Landstraße entfernt lag. Arnold mußte den ganzen Tag unterwegs sein, und ich wanderte umher, um seiner Frau aus dem Wege zu gehen, und langweilte mich sehr. Ich wünschte, ich wäre nicht gekommen, oder hätte meinen Aufenthalt früher als verabredet abbrechen können, oder auch, daß ich mein Auto mitgenommen hätte, um tagsüber andere Freunde besuchen zu können, denn ich habe viele Freunde in Kent, aber freilich nicht so nahe bei Tunbridge Wells, daß ich sie bequem zu Fuß hätte erreichen können.

Wenn sie in einem schönen Hause gewohnt hätten, hätte ich den Tag vergnügt damit verbringen können, etwas Nützliches zu tun, wie zum Beispiel ein Zimmer zu tünchen oder einen Felsengarten anzulegen. Leider war es nicht der Mühe wert, etwas Derartiges zu unternehmen, weil das Haus schrecklich war und sie im Herbst auszogen.

Draußen brannte die Sonne, und der

Staub erhob sich in dichten Wolken. Die großen Felder waren abgeerntet und kahl, in der Ferne konnte man das Klappen der Rechen hören, die die letzten Büschel zusammenharkten. Es gibt nicht viel Ackerbau in Kent, und es gab nur wenige Kornfelder, aber ein paar hundert Meter entfernt lagen ein paar große Hopfenfelder. Manchmal ging ich dorthin und spazierte unter dem komplizierten Netzwerk rauher Schnüre, die die Spitzen der Pfähle zusammenbanden, an denen die Hopfenranken grade anfangen emporzuklettern. Sie waren noch zu dünn, um viel Schatten zu geben; es würde noch ein Monat vergehen, ehe die Hopfenfelder zu einer kühlen, grünen Höhle wurden wie eine Grotte unter dem Meer. Trotzdem hätte ich gern dort gesessen und gelesen, aber obgleich die Hopfenblüten selbst, soweit sie überhaupt rochen, einen angenehmen Duft verbreiteten, machte unglücklicherweise irgendein sehr starker chemischer Dünger einen längeren Aufenthalt dort unerträglich, so daß ich nicht da sitzen und lesen konnte, sondern fortgehen mußte. Ich war recht ärgerlich, auch

schon deshalb, weil ich nicht sagen konnte, ob es eine gute oder schlechte Ernte geben würde, und es wäre mir angenehm gewesen, bei meiner Rückkehr nach London sagen zu können: „Ich komme gerade aus Kent zurück, der Hopfen steht großartig!“ Ich weiß gern über die Ernten Bescheid, und alles, was ich wahrheitsgemäß hätte sagen können, war: „Der Hopfen riecht nach einem Desinfektionsmittel und verfaulten Fischen.“

Als ich mich auf eins der Felder niederlegte, stachen die scharfen Stoppeln durch die Beinkleider und verursachten mir eine Art Ausschlag an den Hüften und an den Ellbogen. Das Buch, das ich las, war für eine Lektüre im Freien nicht geeignet, und ich hätte lieber die „Times“ gehabt; aber Sybille verbrachte fast den ganzen Tag damit, sie von A bis Z durchzustudieren.

Man kann nicht immer lesen, und ich stand hinter einer niedrig geschnittenen Hagedornhecke, die mir ungefähr bis zur Taille reichte, und beobachtete ein paar Distelfinken, Vögel, die man nicht oft sieht, obgleich sie eigentlich nicht selten sind, als ich auf der mit einer dicken weißen Staubschicht bedeckten Landstraße einen Mann auf mich zukommen sah; weißer Sommerstaub hatte alle Blätter überpudert, und eine neue Lage breitete sich in zwanzig Meter Entfernung über alles, sobald ein Auto vorüberausste. Die staubige Straße entlang kam ein großer, staubiger Mann mit schweißglänzendem Gesicht, ohne Hut. Er hatte auch keinen Rock an, und als er näher kam, sah ich, daß er ihn nicht über dem Arm trug. Er war in Hemdsärmeln, und seine schwarze Weste wölbte sich sanft über seinem wohlgenährten Bauch, obgleich der vorspringendste Teil des Mannes tiefer und hinten saß, wo er seine grau- und schwarzgestreiften Beinkleider in ziemlich lächerlicher Weise ausfüllte.

Er trug einen sorgfältig zusammengelegten Regenschirm in der Hand. Vielleicht klang meine Stimme etwas belustigt, als ich ausrief: „Ein herrlicher

Tag, nicht wahr“, denn er sah ausgesprochen komisch aus. Aus diesem Grunde hatte ich ihn natürlich auch nur angesprochen.

Er blickte mich überrascht an, überquerte die Landstraße und blieb mir gegenüber stehen, nur durch den Rasenstreifen, der die Straße einfaßte, von mir getrennt. Dann erst antwortete er: „Es ist der schrecklichste Tag meines Lebens.“ Er wischte sich mit dem Hemdsärmel den Staub und Schweiß von der Stirn, während ich ihn ansah und bemerkte, daß er gute städtische Kleidung unter der weißen Staubschicht trug.

„Oh, das tut mir aber leid.“

Er betrachtete mich einen Augenblick argwöhnisch, als ob er erraten hätte, daß er mich belustigte, und als er sprach, tat er es in einem Ton, als beklage er sich über eine Kränkung, an der ich mit schuld hätte.

„Ja, ich habe eine sehr böse Erfahrung gemacht.“ Ich nickte ernst, indem ich Teilnahme heuchelte.

„Sie werden wahrscheinlich nichts davon hören wollen, aber ich werde es Ihnen doch erzählen. Ich möchte es am liebsten allen Menschen erzählen.“ Seine Stimme klang — scheinbar gewohnheitsmäßig — polternd, aber er war ernstlich empört über irgend etwas.

Er fing an, mir ein bißchen besser zu gefallen. „Ich würde meinen Regenschirm aufspannen, wenn ich Sie wäre“, sagte ich. „An so einem heißen Tag kann man leicht einen Sonnenstich bekommen, und Sie haben keinen Hut auf.“ Ich gab ihm diesen Ratschlag in völlig ruhigem Ton, ohne daß eine Spur von Spott in meiner Stimme zu merken war, damit er nicht auf den Gedanken käme, ich könne mich über ihn lustig machen. Ich wußte natürlich, daß diese Bemerkung ein bißchen gewagt, wenn auch ganz vernünftig war.

„Ich sehe schon so merkwürdig genug aus, danke schön“, sagte er etwas beleidigt. „Ich weiß, daß ich für einen Ausflug aufs Land nicht passend angezogen bin, aber ich möchte nicht überspannter erscheinen als nötig. Wissen

Sie, ich brauche nicht oft geschäftlich aufs Land. Ich bin Geschäftsführer, nicht etwa Handlungsreisender. Aber ich mußte heute in ziemlicher Eile wegen eines wichtigen Vertrages nach Tunbridge Wells herausfahren. Darum habe ich den Personenzug genommen, ich konnte nicht auf den D-Zug warten. Als ich angekommen war, ging ich sofort in den Waschraum, um mich ordentlich zu waschen und auszubürsten. Die vielen Tunnels auf dieser Strecke machen die Wagen sehr schmutzig. Ich setzte meine Reisetasche hin, zog meinen Rock aus, hing den Hut auf und steckte das Gesicht in eine Schüssel mit heißem Wasser und erfrischte mich gründlich. Während ich mich wusch, ging der Wärter hinaus, und irgend jemand ging mit meinem Rock, meinem Hut und meiner Reisetasche fort. Ich rief den Wärter und fragte ihn, ob er meine Sachen an einen anderen Platz gelegt hätte, dann lief ich auf die Straße hinaus, konnte aber natürlich niemand sehen. Der Dieb hatte Zeit gehabt, sich davonzumachen. Nun, das Schlimmste von allem war, daß meine Brieftasche mit all meinem Geld sich in meinem Rock befand. Ich hatte dem Wärter mein letztes kleines Geld gegeben. Was sollte ich machen? Was hätten Sie an meiner Stelle getan?"

Er hielt inne und sah mich an. Während er sprach, hatte ich unwillkürlich lächeln müssen: die Anteilnahme, die ich ihm wie ein Seil zugeworfen und nach der er so eifrig gegriffen hatte, als er zu erzählen begann, hatte nachgelassen. Noch hielt ich das Ende dieses Seiles lose in der Hand. Hunderte von Bettlern kommen täglich über diese Landstraße, und ich gebe Bettlern niemals Geld. Wenn dieser Mann mich bitten würde, ihm etwas zu leihen, wäre es mit meiner Sympathie zu Ende, ich würde den Kopf schütteln und ihm den Rücken drehen. Es war ein Bettler, ein Gauner, der auf das Vertrauen anderer Leute spekulierte und auf einen neuen genialen Trick verfallen war: eine höchst plausible Geschichte. Nun beobachtete er mich, um zu sehen, wie ich sie aufge-

nommen hatte. Unsere Augen begegneten sich, und plötzlich fuhr er fort: „Ich ging natürlich zur Polizei und gab eine genaue Beschreibung meines Eigentums, aber wie ein rechter Idiot habe ich erst daran gedacht, mir Geld zu leihen, als ich mich schon von dem Polizeiinspektor verabschiedet hatte und wieder auf der Straße stand. Aus irgendeinem Grunde war es mir zuwider, zurückzugehen. Ich glaube nicht, daß ich je in meinem ganzen Leben einen Fremden gebeten habe, mir etwas zu leihen. Was sollte ich tun?"

Ich lächelte ironisch, und er fuhr fort: „Der Vertrag und die Kostenanschläge waren alle in meiner Reisetasche. Ich konnte unmöglich in Hemdsärmeln in das Büro unserer Kunden kommen, um den Direktor zu sprechen. Ich hatte ihn noch nie gesehen, und es wäre eine sehr schlechte Einführung gewesen. Der Vertrag würde uns entgehen, jedenfalls verdienten wir das. Ich hatte weder Geschäftskarten noch sonst irgend etwas bei mir, um mich auszuweisen. Ich hatte keinen Penny in der Tasche und sah natürlich sehr sonderbar aus, wie ich so auf der Straße stand. Zu meinem ganz besonderen Pech hatte ich noch (jetzt lügt er, schoß es mir durch den Kopf, als er dies sagte) meine goldene Uhr mit Kette, die ich seit zwanzig Jahren jeden einzigen Tag getragen habe, zu Dent, dem Uhrmacher in Trafalgar Square, gebracht, um sie reinigen und nachsehen zu lassen. Es ist das erste Mal, daß ich etwas an dieser Uhr machen lassen mußte, seit ich sie habe. Und daß ich den Personenzug nehmen mußte, lag nur daran, daß ich die Uhr nicht bei mir hatte; hätte ich den D-Zug noch erwischt, wäre ein Waschraum im Zuge gewesen, und die ganze Geschichte wäre nicht passiert. Ein Unglück kommt selten allein.“

„Also nun gehen Sie wahrscheinlich zu Fuß nach London zurück, weil Sie kein Fahrgeld haben“, sagte ich in ziemlich hämischem Ton.

„Zu Fuß nach London? Um Gottes willen, Mann, das müssen ja dreißig Meilen sein! Nein, ich erinnerte mich an

einen guten alten Bekannten in Tunbridge, einen Mann, mit dem ich oft Geschäfte gemacht habe, und ich halte es für das beste, zu ihm zu gehen und mir etwas zu borgen.“

„In diesem Fall haben Sie nur noch drei Meilen zu gehen“, sagte ich boshaft. „Wenn Sie erst da sind, wird es Ihnen gar nicht mehr so furchtbar erscheinen.“

Er lachte. „Ach, das ist gar nichts. Ich bin noch nicht zu dem gekommen, was ich meinte, als ich sagte, dies wäre der schrecklichste Tag meines Lebens. Es kann jedem passieren, daß ihm der Rock und die Reisetasche gestohlen wird, und daß er ein paar Meilen laufen muß, weil er zu dumm ist, sich Geld von Leuten zu borgen, die er nicht kennt. Darüber beklage ich mich nicht. Das kommt schon vor. Was mir passiert ist, ist viel, viel schlimmer.“

Ich lächelte wieder etwas unbehaglich. Was wird er mir jetzt auftischen? überlegte ich. Er hat gemerkt, daß er nicht meine Sympathie hat, und wird nun eine andere Strippe ziehen. Ein neues Gefühl von Respekt vor dem Scharfsinn und der Findigkeit dieses geriebenen Gauners überkam mich, gemischt mit jener Verlegenheit, die man stets empfindet, wenn jemand Lügen erzählt, die man nicht glaubt. Ich war beinahe versucht, ihm zu sagen: „Hier ist eine halbe Krone, nun gehen Sie weiter und verschwenden Sie Ihren Atem nicht!“ Ich würde auch so gesprochen und ihm vermutlich Geld gegeben haben, wenn ich nicht ein boshaftes Interesse daran gehabt hätte, zu beobachten, wie lange es dauern würde, ehe er mich als einen hoffnungslosen Fall aufgab. Ich weiß nicht, warum ich so boshaft war, wenn nicht deshalb, weil mir der ganze Mann nicht gefiel, oder vielmehr jener Mann, den er spielte. Er war so plump und verschwitzt und anmaßend, und sein Ton war leicht gönnerhaft trotz seiner Aufregung. Er war ganz unleidlich: ein wichtigtuerischer, polternder Schwätzer, der an einer Art Fimmel litt. Es war wirklich ein sehr geschicktes Theater.

„Als ich etwa anderthalb Meilen auf

dieser Landstraße gegangen war, war ich entsetzlich heiß und durstig geworden und verwünschte mich selbst, weil ich nicht in das Polizeibüro gegangen war. Da sah ich einen jungen Burschen an der anderen Seite der Hecke mit einer Flasche Bier in der Hand stehen, der gerade ein Glas vollschenkte. Drüben auf dem Feld, wo er stand, konnte ich die Spitze eines dieser leichten Wanderzelte erkennen. „Wollen Sie ein Glas?“ rief er mir zu, und Sie können sich denken, daß ich nicht nein sagte. Ich habe in meinem ganzen Leben noch um keine Gefälligkeit gebeten, aber wenn mir mitten auf einem langen, staubigen Weg ein Glas Bier angeboten wird, dann nehme ich das nicht übel. Als ich dicht an der Hecke stand, konnte ich zwei junge Mädchen sehen, die auf einer Decke lagen, und einen anderen jungen Mann, der auf einem Spirituskocher etwas zubereitete. Ich blieb ein paar Minuten stehen, trank langsam mein Bier und unterhielt mich. Wissen Sie, ich hatte den Aerger über den Diebstahl meiner Sachen ganz überwunden und empfand gar keine Verlegenheit mehr darüber, daß ich in Hemdsärmeln war. Nun, wir redeten ein bißchen über das Zelt, sie hatten es sich riesig behaglich gemacht. Dann kamen wir von einem aufs andere, und schließlich sah der junge Mensch, der kochte, auf und lud mich ein, mit ihnen zu frühstücken. Da ich sehr hungrig war, nahm ich an. Jetzt wünschte ich, ich hätte es nicht getan.

Es war schön, mit diesen jungen Leuten im Gras zu sitzen und ein gebratenes Steak mit Zwiebeln von einem Pappeller zu essen und noch einer Flasche Bier den Hals zu brechen. In meinem ganzen Leben war ich nicht vergnügter oder mit der Welt zufriedener als dort. Ich dachte nicht einen Augenblick an den gesegneten Vertrag, der uns verloren gehen mußte, oder doch vermutlich verloren ging. Eins der Mädchen war so hübsch, daß ich sie immerfort ansehen mußte: blond, blauäugig, und eine Haut so weiß wie ein Nußkern, mit zarten blauen Aederchen an Handgelenken und Kehle.

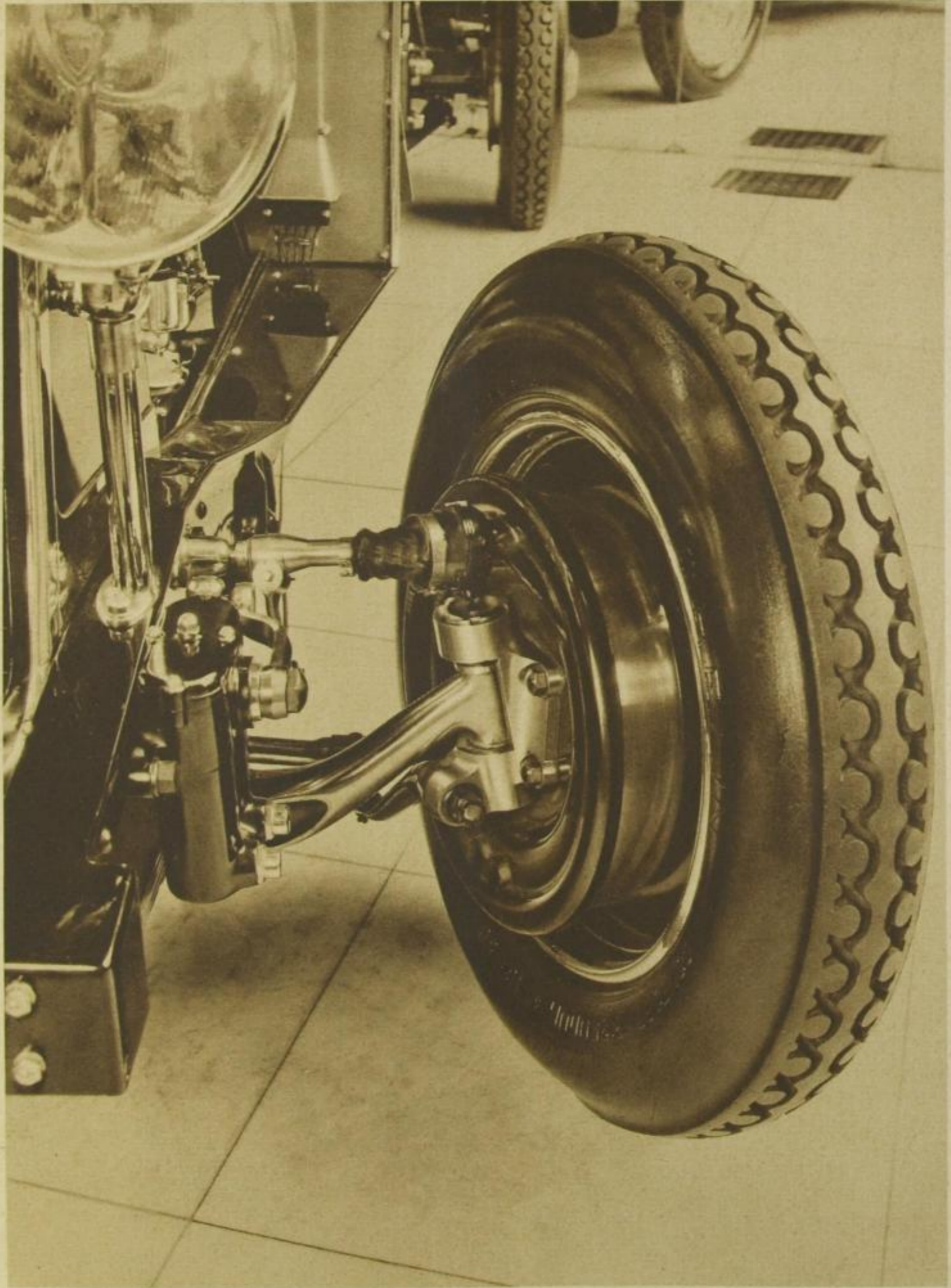


Foto Tabard (Studio Deberny et Peignot)

Die Achse
Vorderrad eines Wagens mit Vorder-Antrieb

Ein fünfstelliges Honorar erwartete sie in Hollywood, und ich glaube nicht, daß sie über zwanzig war. Keins der Mädchen nahm viel Notiz von mir. Sie unterhielten sich untereinander, und die jungen Leute sprachen mit mir. Aber ich mußte das Mädchen immer ansehen. Die andere war nichts Besonderes: braune Haare, Sommersprossen und eine Hornbrille, nackte Beine und häßliche Knie. Keins der Mädchen war viel älter als meine eigne Tochter. Sie sahen fabelhaft nett aus dort, im Schatten eines großen Eichbaumes, eine verwünschte Taube gurrte, und alles war heiter und friedlich wie im Roman.

Wunderlicherweise hatte ich keinem von den jungen Leuten erzählt, daß mir mein Rock gestohlen worden war, auch nicht, wohin ich ging und warum. Alles erschien so angenehm und natürlich, und aus irgendeinem Grunde fing ich an, ihnen etwas von der Bretagne zu erzählen, und von St. Servan, wo wir im vorigen Jahr unseren Sommerurlaub verbracht hatten, und von dem Omelette, das man uns auf dem Mont St. Michel serviert hatte. Gerade als ich zu der Beschreibung der Tretmühle kam, in der Napoleon die englischen Touristen arbeiten ließ, hörte ich zufällig, was das Mädchel, das hübsche meine ich, zu dem andern sagte. Ich werde niemals vergessen, niemals imstande sein zu vergessen, daß ein anständiges Mädchen so etwas sagen konnte. Sie sagte (hören Sie mal, ich erfinde das nicht etwa): „Sei doch nicht so dumm, Molly. Natürlich will ich ein Kind haben, aber ich habe sehr bestimmte Ansichten, was die Wahl des Vaters betrifft; er muß eine wundervolle Stimme haben, und das bedeutet heutzutage, daß man sich nach einem Neger umsehen muß.“

Das junge Mädchen mit Namen Molly lachte darüber, als ob es ein guter Witz wäre, aber mir war ganz heiß geworden. Im ersten Augenblick glaubte ich, ich hätte mich verhört, und ich lauschte, ohne ein Wort zu sagen, obgleich ich mitten in meiner Geschichte über Napoleons Tretmühle und die Touristen

war, gerade an der Stelle, wo ich zu dem Führer sagte: „Das versuchen Sie nur mal heute an einem von uns.“ Aber ich konnte mit der Geschichte nicht fortfahren. Nur die verdammte Taube sagte unaufhörlich ruku, ruku. Sie wußte es nicht besser. Aber mir war alles verdorben. Also wo war ich stehengeblieben? „Du mußt vor allem herausfinden, wie sich die Stimme vererbt, Fanny, wenn sie sich überhaupt vererbt“, sagte Molly. Das bewies, daß es mit ihr ebenso schlimm stand wie mit der Hübschen. nicht wahr?“

Ich lächelte zu dieser Bemerkung. Der große, dicke Mann schien mir in seinem Pathos komisch, und ich überlegte mir, ob ich mich jemals durch so gleichgültige Dinge wie diese dumme Bemerkung, die ihn so tief erregt hatte, aus der Fassung hätte bringen lassen. Ich sah ihn halb mitleidig, halb verächtlich an und merkte, daß er in Gedanken versunken war, und daß bei dieser ungewohnten Beschäftigung seine Stirn sich in schmerzliche Falten verzog. Er achtete gar nicht auf mich.

„Wissen Sie, wenn ich glauben könnte, daß diese Mädchen durch und durch schlecht wären, dann wäre mir viel wohler. Wenn ich wüßte, daß sie durch und durch lasterhaft wären, pervers und all so etwas.“ Das ärgerte mich heftig, und ich schnauzte ihn an: „Natürlich. Aber warum glauben Sie es denn nicht, wenn Ihnen dann besser zumute ist?“ Er schüttelte den Kopf.

„Ich wußte natürlich, daß sie die Nacht mit zwei jungen Männern auf dem Felde zugebracht hatten, und Sie würden vermutlich sagen, daß die Sache damit ja erledigt ist. Aber ich bin immer stolz auf meine Vorurteilslosigkeit gewesen. Ich bin durchaus nicht rückständig. Ich verabscheue all dies blöde Gerede über zu kurze Röcke und gemeinschaftliches Baden. Mir macht das selber Spaß, und warum nicht? Mir ist das gleich, wieviel ein Mädchen von ihrem Körper zeigt, und ich habe die heutige Generation immer für erheblich vernünftiger gehalten als unsere Mütter und Groß-



Freude

des Schenkens empfand Goethes Mutter beim Einkauf von Süßigkeiten, die sie zu Weihnachten und zu anderen Gelegenheiten spendete. Freudemachen und Weihnachtsgaben gehören auch heute noch zusammen wie Weihnachten und

STOLLWERCK

SCHOKOLADE * PRALINEN

mütter, und auch für erheblich glücklicher. Was ist denn dabei, wenn zwei Mädchen mit ein paar jungen Menschen im Freien nächtigen? Ich habe Wells gelesen, und da wird allerhand über die Freiheit gesagt, auch über die Freiheit zwischen den Geschlechtern in gewissen Grenzen, solange es sauber und hygienisch zugeht. Sie müssen bedenken, ich habe selbst Töchter, aber ich sehe die Sache so an: Meine Töchter werden heiraten wollen, nicht wahr? Kein Mensch verlangt, daß alle Mädchen der Keuschheit zuliebe alte Jungfern werden. Mir wäre es jedenfalls lieber, wenn meine Mädels auf dem Rücksitz eines Motorrades mitführen, mit anständigen Jungen Kameradschaft hielten, sich ein paarmal verliebten und dann heirateten, wenn es ihnen paßt. Auf diese Weise lernen sie die Männer kennen, die sie heiraten, und die Jungen brauchen sich nicht mit Dirnen abzugeben. Ich habe die Sache immer so angesehen und bin vorurteilslos gewesen und habe auch selber gern meinen Spaß gehabt und allen immer das Beste zugetraut. Und nun muß ich heute hören, wie ein anständiges Mädchen offen sagt, daß sie einen Nigger haben möchte!“

Natürlich belustigte mich das alles, aber gleichzeitig langweilte es mich ziemlich, weil ich keine Sympathie mehr für ihn hatte, und einen unsympathischen Menschen kann ich niemals unterhaltend finden, wie lächerlich er auch sein mag.

„Nun“, sagte ich, „ist das alles?“

„Nein, das ist noch nicht einmal die Hälfte der Geschichte. ‚Mach auf jeden Fall ausfindig, wie sich die Negerstimme vererbt, Fanny‘, sagte das andere Mädchen, das Molly hieß. ‚Ach, das ist schon in Ordnung‘, sagte Fanny. ‚Das Schlimmste ist, daß ich keine Neger kenne, und natürlich will ich einen gebildeten und möglichst intelligenten Mann haben, und ich weiß nicht, wo ich den finden soll.‘

‚Annonciere doch‘, sagte der junge Mann, der das Steak gebraten hatte, aber das ärgerte das Mädchen, und sie schlug nach ihm. ‚Halt den Mund, Frank. Siehst du denn nicht, daß ich im Ernst

spreche? Ich werde wohl nach Amerika fahren müssen, um einen Neger zu finden. Ich will keinen Tänzer oder einen Mann, der in Kabarets auftritt. Ich möchte einen intelligenten, gebildeten Mann mit einer sehr schönen Stimme.‘

‚Einen Neger-Bischof‘, sagte Frank.

‚Das ist eine der Schwierigkeiten‘, sagte sie und lachte. ‚Die meisten Neger sind so schrecklich fromm. Wenn ich einen passenden Mann finde, würde er mich wahrscheinlich fürchterlich verfluchen und behaupten, der Teufel hätte mich zu ihm gesandt.‘

Darüber lachten sie alle. Ich bin nicht gerade religiös zu nennen — —“

Aber all dies langweilte mich durchaus, und als mir das ganz klar wurde, unterbrach ich ihn eiligst mit einer Frage, die mir eingefallen war, und die ihm unangenehm sein mochte.

„Inzwischen waren Sie wohl mit dem Steak und dem Bier, das sie mit Ihnen geteilt hatten, fertig geworden?“

Das gefiel ihm gar nicht. „Das konnte ich doch nicht wissen, als ich mich zu ihnen setzte, nicht wahr? Aber es war mir sehr fatal, dastehen zu müssen und ihnen so Bescheid zu sagen, nachdem ich soeben ihr Gast gewesen war. Aber ich konnte doch nicht schweigend sitzen bleiben und sie im Glauben lassen, daß ich all dies guthieße, nicht wahr?“

Der greuliche Mann wurde schlimmer und schlimmer, und ich verzweifelte daran, ihn loszuwerden.

„Und wie nahmen sie ihren Zornanfall auf?“

„Zornanfall?“ fragte er ziemlich erstaunt. Es war offensichtlich, daß ihm der Gedanke, ich fände ihn unausstehlich, noch nicht gekommen war.

„Nun, Ihre Anklage oder wie Sie es nennen wollen.“

„Darauf wollte ich ja gerade kommen, als Sie mich unterbrachen. Das hübsche Mädchen Fanny hatte gerade gesagt: ‚Eine weitere Schwierigkeit ist, daß man Neger in Amerika dafür lyncht, nicht wahr? Also selbst wenn ich einen Mann fände, der frei genug von religiösen Vorurteilen wäre, um einzuwilligen, ein

Kind mit mir zu zeugen, so finde ich doch vielleicht keinen, der tapfer genug ist, um das Wagnis zu unternehmen.'

Darüber lachten sie alle noch viel mehr als über alles andere, was sie gesagt hatte, aber ich stand auf und sagte so ruhig ich konnte: 'Ich hoffe, man wird Sie auch lynchen, Fräulein. Ich bin ein vorurteilsloser Mann, aber ich habe niemals in meinem ganzen Leben etwas so Häßliches gehört wie Ihre Unterhaltung. Ich habe noch niemals von einem englischen Mädchen gehört, das sich einen Nigger zum Mann wünscht.'

Während ich sprach, saßen sie alle ganz still, es hatte sie überrascht, aber nach einem Augenblick sagte sie ruhig: 'Aber ich will gar keinen Neger heiraten. Ich würde bei weitem einen Engländer als Ehemann oder Geliebten vorziehen. Ich wünsche mir nur einen Neger als Vater meiner Kinder. Sie sehen, das ist durchaus nicht dasselbe. Ich will den Neger nicht seinetwegen, sondern weil ich kleine Negerlein zu Kindern haben will. Da hat man keine Zahnarztrechnung zu bezahlen, und sie würden so temperamentvoll und musikalisch sein.'

Ich wartete, bis sie zu Ende gesprochen hatte, dann sagte ich gerade heraus: 'Das ist unmoralisch und schändlich, und es ekelt mich an! Ein solches Gerede ist einer Engländerin unwürdig.'

'Na, nun halten Sie den Mund!' sagte der Mann, den sie Frank nannten.

'Sie sind vollständig berechtigt, Fanny unmoralisch und widerlich zu nennen', sagte das andere Mädchen, 'aber ich wünschte, Sie würden uns erklären, warum Sie sich so darüber aufregen, was sie tut. Wie kommen Sie dazu, die Neigungen anderer Leute zu bekritteln? Sie kennen weder sie noch mich. Warum sollten wir nicht die Freiheit haben, so zu leben, wie wir wollen, solange wir anderen Leuten keinen Schaden damit zufügen?'

Im ersten Augenblick wollte ich gar keine Notiz von diesen Worten nehmen, aber dann sagte ich zu ihr — was ich auch für richtig hielt —: 'Ich bin ein

vorurteilsloser Engländer. Ich glaube an die Freiheit. Aber wenn Sie Engländerin sind, wissen Sie auch, daß Sie Pflichten haben. Es ist Ihre Pflicht, sich anständig zu benehmen und an die Rasse zu denken.'

'Noblesse oblige', sagte das Mädchen. 'Wir müssen die musikalischen Talente der ungeborenen Generationen opfern aus Furcht, daß die Engländer in weiteren fünfhundert Jahren etwas schwärzer und wollköpfiger werden könnten.'

Ich ignorierte diese Bemerkung, denn mir war klar, daß sie nur versuchte, mich zu ärgern, daher wandte ich mich statt dessen an das hübsche Mädchen Fanny und sagte: 'Wenn Sie Engländerin sind, fühlen Sie nicht, daß es Ihre Pflicht ist . . . weiß zu sein? Den Traditionen und großen Vorbildern nachzuleben?'

'Sehr rührend und reizend', sagte Frank.

'Ja, ich bin Engländerin', antwortete mir Fanny, 'aber würden Sie sich auch so aufregen, wenn ich eine Negerin wäre und sagte, daß ich gern einen Engländer zum Vater meiner Kinder hätte?'

Als sie mich dies fragte, schwand mein Aerger. Es lag etwas Unschuldiges darin, was bewies, daß sie nicht wußte, was sie redete. 'Das wäre doch nicht dasselbe. Sie scheinen vergessen zu haben, was der Dichter sagt: Wir müssen stets das Höchste lieben, was wir sehen.'

'Sprechen Sie persönlich?' fragte sie. 'Wollen Sie andeuten, daß ich Sie wählen müßte?'

Ich war so ärgerlich, daß ich mir meine Worte nicht mehr überlegte.

'Besser irgendein weißer Mann, selbst wenn er viel schlimmer ist als ich. Ein respektabler, anständiger Engländer würde nichts von Ihnen wissen wollen, aber besser irgendein arbeitsscheuer Landstreicher als . . .' Wissen Sie, ich hatte vergessen, wie ich aussah.

'Nun mal Schluß', sagte der junge Mann, der George genannt wurde. 'Wenn Sie weiter so mit Fanny reden, werden Sie die in uns schlummernde Bulldogge wecken, und Frank und ich werden Sie

in eine Pferdeschwemme werfen. Aber das wollte ich nicht sagen. Ich wollte Sie fragen: Wer sind Sie denn, daß Sie so verflucht moralisch sind? Wie kommt es, daß Sie ohne Rock am Leibe die Landstraßen entlang tippeln und Gesellschaftsmoral predigen?

Das machte mich natürlich etwas verlegen. Ich sah ein, daß ich in eine schiefe Lage geraten war, und hielt es für besser, ihnen meine Geschichte von Anfang an zu erzählen. Sie interessierte sie alle. Das konnte ich sehen, obgleich sie ein bißchen lachten. Das war mir gleich, denn ich kann einen Scherz verstehen, selbst wenn er auf meine Kosten geht. Und was er da sagte, er wolle mich in eine Pferdeschwemme werfen, das nahm ich ihm nicht übel. Ich war viel zu weit gegangen. Es war übrigens das Beste, was einer von den vieren überhaupt gesagt hatte. Aber seine nächsten Worte überraschten mich:

„Vermutlich möchten Sie sich etwas Geld von mir leihen?“ fragte er.

„Nicht von jemand, der mir droht, mich in eine Schwemme zu werfen, weil ich etwas gesagt habe, wozu ich mich für verpflichtet hielt.“ Darüber lachten sie wieder.

„Natürlich werden wir Ihnen etwas Geld borgen“, sagte das hübsche Mädchen. „Welch Glück, daß Sie uns getroffen haben.“

„Ein Glück für euch beide“, sagte George höhnisch. „Wenn er nicht vorbeigekommen wäre, hätte dir vielleicht niemals jemand die Wahrheit über dich gesagt: daß kein anständiger Mann jemals etwas mit dir zu tun haben möchte; und Sie, mein Herr, hätten vielleicht in Tonbridge niemanden gefunden, der Ihnen fünf Pfund leiht.“

Damit zog er seine Briefftasche heraus und entnahm ihr eine Fünfpfundnote.

„Wirklich? Beim Zeus!“ sagte ich. „Aber vermutlich waren Sie zu stolz, sie anzunehmen. Sie möchten lieber, daß ich Ihnen eine leihe?“

Der dicke Mann wurde noch röter. „Ich habe das Darlehen angenommen.

Ich weiß, daß ich es nicht hätte tun sollen.“ Und zu meinem Erstaunen holte er eine sorgfältig zusammengefaltete Fünfpfundnote aus seiner Westentasche. Ich hatte so fest an meine Theorie, daß er irgendein Gauner war, der auf Mitleid spekulierte, geglaubt, daß ich bei diesem Anblick vollständig entgeistert war und mir nichts einfiel, was ich hätte sagen können.

„Zuerst weigerte ich mich, irgend etwas anzunehmen, aber das hübsche Mädchen sagte: ‚Ihr alter Freund ist vielleicht verreist oder sonst irgend was ist los: nehmen Sie lieber das Geld.‘ Das erschien mir vernünftig, aber ich mochte es nicht von dem jungen George annehmen, weil er sich so über mich lustig gemacht hatte. Ich bin der Meinung, er glaubte meine Geschichte nicht, aber ich kann nicht begreifen, warum er mir dann das Geld anbot. Schließlich sagte ich: ‚Es wäre mir nicht so unangenehm, wenn ich Ihnen einen Scheck dafür geben könnte, aber natürlich habe ich mein Scheckbuch mit all meinen andern Sachen verloren.‘

„Wenn Sie darauf bestehen, einen Scheck auszuschreiben“, sagte der junge Mann namens Frank, „so macht das keine Schwierigkeiten. Sie können ihn auf einem von meinen ausschreiben. Streichen Sie nur die Adresse meiner Bank aus und schreiben Sie die Adresse der Ihrigen hinein, und man wird ihn ohne weiteres auszahlen. Ich habe es oft so gemacht.“

Das habe ich auch getan. Als ich ihnen Lebewohl sagte, standen sie alle auf und winkten mir zu. „Ich gebe Ihnen nicht die Hand“, sagte Fanny, „weil kein anständiger Mann mich anrühren würde.“

Ich konnte nichts sagen oder tun. Ich hatte ihre Mahlzeit geteilt, ihr Geld genommen und das Mädchen beleidigt, obgleich ich nur das Beste gewollt hatte. Ich war im Recht, und sie waren stark im Unrecht, aber ich konnte nichts weiter sagen. Sobald ich den Rücken gewendet hatte, hörte ich sie alle lachen. Ich ging fort und sagte zu mir: Dies ist der schrecklichste Tag meines Lebens.“

„Ein bißchen Gelächter ist doch nicht etwas so Schreckliches“, sagte ich, denn der dicke Mann sah so aus, als ob er in Tränen ausbrechen würde. Ja, seine Augen waren naß, und er rieb sie.

„Aber es ist schrecklich“, sagte er. „Solch ein Mädchen, ein reines englisches Mädchen von zwanzig, die so verderbt ist. Der junge Mann schätzt Geld nicht; er hat meine Geschichte nicht geglaubt und mir die fünf Pfund gegeben, als ob es ihm gleichgültig wäre, ob er sie zurückbekommt oder nicht. Ich habe mein ganzes Leben lang gearbeitet, ich bin immer aufs Geschäft verpicht gewesen, aber ich habe immer gewußt, daß ich etwas aufbaue: ich habe für mich gearbeitet, aber Männer wie ich sind es, die die Welt zu dem gemacht haben, was sie ist. Das ist Fortschritt. Aber hinter unserm Rücken sind diese jungen Leute aufgewachsen, und sie achten gar nichts mehr. Nichts ist ihnen mehr heilig; sie reden über alles, und sie tun alles. Unsere ganze Arbeit war umsonst. Das Schlimmste von allem aber ist das Mädchen. Ich würde alles tun, was ich könnte, um sie zu retten. Wenn ich ihr nur hätte klarmachen können, wie verwerflich es ist, so zu reden oder zu denken. Denken Sie an dies Mädchen Fanny. Und dann, denken Sie an meine eigenen Töchter. Mir ist, als ob ich zurückgehen und versuchen müßte, irgend etwas zu tun. Aber sie glaubt nur, ich wäre schokiert. Sie versteht nicht, daß es mehr ist als das. Ich zerbreche mir den Kopf über sie . . .“

„Sie sind schokiert, und das ist die ganze Geschichte. Ich begreife vollständig, daß es ein schrecklicher Tag für Sie gewesen ist, aber ich vermute, sie wird den vollkommenen Neger niemals finden.“

„Das macht ja gar keinen Unterschied. Das sieht nur so aus. Ich habe versucht, mich damit zu trösten, aber es ist die Einstellung. Es ist schrecklich gewesen, schrecklich . . .“

Der polternde Dicke schluchzte ganz ungeniert. Zwei Tränen rannen ihm über die unangenehm roten Wangen.

„Mein lieber Mann, wenn ich irgend etwas für Sie tun kann . . .“

Er raffte sich mit Anstrengung zusammen. „Tun? Nein, was kann irgendeiner von uns tun?“ Plötzlich fiel ihm etwas anderes ein.

„Sie könnten mir diese Banknote wohl nicht wechseln? Ich hoffe, ich werde einen Autobus anhalten können, und es ist ein zu großer Schein, um ihn beim Schaffner wechseln zu lassen.“ Fast gedankenlos zog ich meine Brieftasche heraus. Ja, ich hatte fünf Pfund und gab sie ihm ohne Zögern.

„Ich danke Ihnen.“ Bald darauf lief er eilig auf der staubigen, heißen Landstraße davon, und erst als ich ihn vollkommen aus dem Gesicht verloren hatte, dämmerte es mir, daß er mir eine gefälschte Banknote gegeben haben mußte. Ich sah sie genau an, hielt sie gegen das Licht, zerknitterte das neue, glatte Papier, konnte aber nichts herausfinden. Das strahlende Sonnenlicht blendete mich, und nachdem ich die Banknote gegen die Sonne gehalten hatte, um das Wasserzeichen zu erkennen, war mir alles schwarz vor den Augen. Auf allen Seiten konnte ich die Grashüpfer in den Stoppeln zirpen hören, und meinen Ohren schien es zuerst, als ob sie das Knistern der gefälschten Note nachahmten; als ich ärgerlich auf das Häuschen meines Freundes zuschritt, veränderte sich ihr Lied.

Beschwindelt . . . beschwindelt . . . beschwindelt . . . Das war der Kehrreim ihres Gesanges.

Am nächsten Morgen ging ich auf die Bank in Tonbridge und zeigte dem Angestellten am Schalter meine Fünfpfundnote. Er nahm sie mit, und ich konnte sehen, daß er sie mit dem Vorsteher zusammen prüfte. Aber ich hätte die Wahrheit wissen müssen, ehe er mit der Banknote in der Hand ernsthaft wieder auf mich zukam. Ich hätte es wissen müssen, ohne zu fragen.

„Die ist völlig in Ordnung“, sagte er, „es ist eine ganz echte Banknote der Bank von England.“

Berechtigte Übersetzung von Ellen Goldschmidt

Uhu-Umschau

Habt wieder Mut zu Büchern! / Die bisher preisgekrönten und veröffentlichten Auto-Unfälle / Sind Sie so klug wie Ihre Eltern? Ein ungelöstes Rätsel und acht Lösungsvorschläge / Golf mit Wörtern / Ein neues Lawinenrätsel / Auflösung des Kreuzworträtsels aus der vorigen Nummer.



Habt wieder Mut zu Büchern!

Von Peter Suhrkamp

Die Ruhe dazu fehlt? Die Gegenwart, die Zeit verlangt heute jeden ganz und gar? Die allgemeine Not läßt nichts übrig von einem? — Dann gerade ist es notwendig, sich zu sammeln. Alle Religionen empfehlen das Gebet für Zeiten großer Not: Besinnung also, innere Sammlung. Wenn nichts mehr von uns übrig blieb, dann sind wir in einer mittelalterlichen Zeit verloren. Aber so ist es ja nicht; wir werden nur aufgerieben und jeden Tag weniger durch eine allgemeine Psychose.

Wer wartet, kann nichts tun. Er beschäftigt sich nur, um die Zeit hinzubringen. Man tut dies und das, ohne sich recht einzulassen, unbeteiligt. Heute sind alle Menschen Wartende. Wir warten darauf, daß etwas Neues kommt... Und wir leben von Tag zu Tag, gehen umher und warten. Wir gehen flüchtig, zerfahren, ohne uns recht einzulassen, im Grunde unbeteiligt unseren Geschäften nach. Wenn der Betrieb uns entlassen hat, bleiben wir weiter unterwegs, wir können uns nicht still verhalten, wir können nichts rechtes anfangen, sind hier und dort, diskutieren überall, aber nichts ernstes.

Morgen soll die neue Zeit da sein. Morgen — wer sagt das nur: morgen? So kann es nicht lange weitergehen? Dieser Zustand von beständigem Wechsel

von Krieg und Revolution dauerte im alten Rom 200 Jahre. Und im Mittelalter war in Deutschland drei Jahrhunderte lang unter den Massen viel größeres Elend und viel größere Armut als wir heute erleben. Die Größe der Not deutet noch nicht auf einen Wandel, und wenn der erwartete Wandel wirklich morgen da sein sollte — man kann nicht sehen, daß er es wird, denn wie können Verhältnisse geändert werden, wenn alle Kräfte in einer Psychose verschlossen werden —, aber angenommen, morgen wäre alles anders, was können Sie anfangen, was haben Sie einzusetzen? Wir verlieren bei dem jetzigen Leben nicht nur die wirtschaftliche Existenz, sondern wir hören auf, persönlich etwas zu sein. Ob neue Zeit oder nicht neue Zeit, auf jeden Fall ist für jeden innere Sammlung und die Besinnung auf sich notwendig. Wir sind es nicht leicht imstande; allein, uns selbst überlassen, werden wir es kaum mehr fertigbringen. Aber — Bücher sind eine Hilfe. Nicht um abzulenken, sondern um die innere Ruhe wieder herzustellen, in der allein Gedanken wachsen können. Sie bieten Welten an, in denen Menschenkräfte sich wieder ausbreiten können. Die Lebenskräfte, die jetzt unter der Suggestion einer Lebensangst gebannt liegen, richten sich nur an Ideen und Idealen wieder auf!

Neue Bücher, die wir empfehlen:

Eine Diagnose unseres Zustandes von einem Arzt und Philosophen.

Karl Jaspers: Die geistige Situation der Zeit. (Sammlung Göschen.)

Karl Jaspers spricht über unsere Zeit in ganz profanem, unphilosophischem Sinne. Er macht nicht den Versuch, die harten und häßlichen Tatsachen philosophisch zu verschleiern. Er nennt das,

was wir alle erleben, auch mit unseren laienhaften Worten. Natürlich bleibt er nicht bei der Oberfläche stehen und begnügt sich nicht bei momentanen kurzfristigen Hilfen, bei „Notverordnungen“. Das Ergebnis seiner Diagnose unserer Zeit heißt: Allgemeine Lebensangst. Die allgemeine und verbreitete Daseinsfürsorge ist kein Mittel dagegen . . . sie frißt im Apparat, der das Leben übermäßig beherrscht, unsere gesamte Existenz. Wir sind nur noch Angestellte. Alle Verhältnisse und Beziehungen, auch die menschlichen, sind in Betrieben entartet. In alle Beziehungen ist ein Apparat, ein Betrieb eingeschaltet. Die persönliche Existenz ist sinnlos geworden, sie wird nicht mehr gebraucht.

Die Psychoanalyse ist kein Mittel dagegen . . . sie verhindert die echte Selbstreflexion. Sie möchte alles ungefährlich machen und schaltet den persönlichen Mut als Lebensantrieb aus. Der Marxismus ist kein Mittel dagegen . . . er nivelliert alle Lebensäußerungen auf einem mittelmäßigen Niveau, führt sie auf die Schemata äußerlicher Funktionen zurück, „das Höchste wie das Gemeinste bekommt die gleiche Terminologie.“

Das Jaspersche Mittel heißt: Existenz. Er erklärt unseren Zustand daraus, daß wir nur ein halbes Dasein führen, daß nur ein Teil von uns wirklich existiert. Wir leben nicht mit dem ganzen Einsatz unserer selbst. Wir glauben, vor dem Nichts zu stehen — aber verhalten wir uns so, als ständen wir wirklich vor dem Nichts, als erlebten wir, daß der nächste Moment uns vernichten wird? Wo ist unsere Position, wo ist unser Mut! Wir sind überall als Mitarbeiter dabei, aber unfähig zur Verantwortung und selbst zu einem ernststen Konflikt. Wir erleben nichts wirklich, sondern alles nur im Intellekt, oder durch den Apparat, oder in unserer Eigenschaft als Angestellte.

Was wird also heute geschehen? Jaspers meint, daß alles darauf ankommt, aus den Menschen alles zu machen, was aus Menschen werden kann. Man muß „den Menschen an sich selbst erinnern.“

Das kleine Bändchen, als Nr. 1000 in der Sammlung Göschen erschienen, ist eine Vorbereitungsschrift zu einem dreibändigen Werk „Philosophie“.

Eine Deutsche Geschichte zum Lesen.

Wolfgang Goetz: Eine deutsche Geschichte. (Ullstein-Verlag.)

Die wenigsten Geschichtswerke sind eigentlich zum Lesen. Entweder sind sie auf geschichtliche Parallelen hin geschrieben, oder um ein geltendes politisches System zu begründen und zu rechtfertigen, oder das Werk von historischen Forschern. Das Interesse des Laienlesers können diese Werke nicht befriedigen. Heute sind alle Menschen nur allzusehr durch den Moment in Anspruch genommen. Dabei ist das Gefühl für Zeit fast ganz verlorengegangen. Wir sind nervös und meinen, der Moment könnte alles schaffen. Deswegen allein schon ist das Lesen von Geschichtsbüchern, die wieder ein Gefühl für Zeit vermitteln, außerordentlich wichtig. Solche Geschichtsbücher werden meist von Historikern geschrieben. „Die Geschichte der Menschheit“ von Hendrik van Loon (Mosse-Verlag) oder auch „Die Geschichte unserer Welt“ von H. G. Wells (Zsolny-Verlag) sind Beispiele dafür. Man liest sie wie Romane. Ihr Vorzug ist nicht historische Gründlichkeit, sondern die modernen Perspektiven im historischen Raum. Die „Deutsche Geschichte“ von Wolfgang Goetz ist auch ein solches Werk. Ein Nichtfachmann versucht, für sich ein Urteil über seine Nation zu gewinnen. Er tut also das, was heute viele gern möchten. Und er schreibt sich zu diesem Zwecke eine Geschichte dieser Nation. Für die Vielen ist sein Werk eine wertvolle Hilfe. Natürlich ist es keine objektive Geschichte, wenn auch selbstverständlich eine objektive Einstellung angestrebt ist. Es ist eine Reihe von historischen Feuilletons daraus geworden. Ihr Vorzug ist die persönliche Auseinandersetzung und die gute Lesbarkeit. Wolfgang Goetz hat das deutsche Schicksal wie ein Dichter betrachtet

und sich seiner Lieblinge und bestimmter Episoden mit Leidenschaft angenommen. In der jüngsten Periode versagt diese Methode allerdings. Es ist sehr schwierig oder gar unmöglich, zeitgenössische Geschichte wahrheitsgemäß darzustellen. Das muß notwendig bei der zustimmenden oder ablehnenden Ansicht, also in einer bloßen Diskussion enden.

Blitzlichter auf unerzogene Kinder.

Richard Hughes: Ein Sturmwind von Jamaika. (Erich Reiß Verlag.)

Das ist das merkwürdigste und anregendste Buch aus der letzten Zeit. Es ist so anregend, so abenteuerlich und dunkel, wie ein Buch von Stevenson. Ohne die Stevensonsche Breite, von einer modernen Schlankheit. Eine englische Familie auf Jamaika schickt ihre Kinder auf einem Segler nach London in ein Pensionat. Die furchtbaren Erlebnisse auf Jamaika — Erdbeben und Tornado — könnten, so wird befürchtet, ihnen für ihr Leben schaden. Der Segler wird von Seeräubern gekapert, und die Kinder kommen auf das Piratenschiff. Nach kurzer Zeit stehen die Piraten unter der Tyrannis der Kinder. Das geschieht nicht so, wie man es aus anderen englischen Romanen kennt, daß diese ihnen durch Unarten, originelle Streiche und Eigenwilligkeiten unentwegt zu schaffen machen, so daß man sagte: „Diese süßen Kinder“, sondern auf eine furchtbare Art. Die Kinder verhalten sich unbegreiflich und tun unbegreifliche Dinge. Unbegreiflich nicht nur für die Seeräuber — die übrigens ganz unromantisch und als Geschäftsleute gezeichnet sind — sondern auch für den Leser. Sie tun überraschende Dinge, die auf ein absolut unmenschliches Innenleben hindeuten. Man steht ratlos vor ihrer Welt. Alle Maßstäbe versagen davor. Immer wieder ist ein Abgrund da. Diese Kinder sind bei aller liebenswerten Art nicht liebenswert, sondern grauenhaft. Am Ende, in einem englischen Pensionat, sind diese Kinder wie alle andern, die da sind. Man hätte

Mühe, sie herauszufinden. Es bleibt offen, ob das, was Hughes zeigt, nur für Kinder gelten soll, das Buch also ein Beitrag zur Kinderpsychologie sein soll. Man kann auch glauben, daß er auf den Untergrund des Menschen überhaupt hinableuchten wollte und das erreichte, indem er seine Menschen in Verhältnisse stellt, in denen die Struktur der Gesellschaft, die geordnete glatte Oberfläche durch eruptive Ausbrüche von Naturkräften weggezogen oder gar nur verrückt worden ist.

Ein dichterischer Gegenwartsroman.

René Schickele: Der Wolf in der Hürde (S. Fischer Verlag).

Das ist das Buch eines Dichters. Man ist versucht, zu sagen: des letzten Dichters, so ungewohnt ist es uns schon. Die dichterische Sprache ist uns nicht mehr geläufig — wir sind die Oekonomie des Zeitungsstils auch in Büchern gewöhnt. Seine Gesinnung, von der Existenz eines Menschen getragen, ist uns nicht mehr geläufig — wir sind an scharfe Diskussionen über aktuelle Themen gewöhnt. Die Ethik — wie lange ist es her, daß wir in einem Roman nicht mit Klassenanschauungen oder mit Sophistereien abgespeist wurden! Außerdem wurde das Buch im Schwarzwald geschrieben (man spürt es aus jeder Zeile), in einer Enklave dieser Zeit monologisiert — und wir stehen im Betrieb, in harten und lauten Auseinandersetzungen. Es ist also nichts in dem Buch, was uns Zeitgeschöpfen von heute entgegenkommt. Trotzdem nimmt es rasch gefangen. Und das liegt nicht an dem aktuellen elsässischen Problem, das Schickele zum europäischen Problem ausweitet, und nicht daran, daß der Held Sylvio Wolf ein strahlender, erfolgreicher Beau ist, ein typischer Held dieser Zeit und nicht an der hohen Ethik der Liebesgeschichte, die das Hauptstück des Romans ist — sondern wir sind, trotz allem, am Ende doch für einen Dichter. Wir sind glücklich, wieder einem Dichter zu begegnen, der uns gefangen nimmt und es fertigbringt, uns wieder in längst nicht mehr gewohnte Probleme höherer Bezirke zu verstricken.



2 x
Derselbe
und doch
ein
anderer
durch

ROTBART
● ● ●
MOND-EXTRA



ROTBART MOND-EXTRA

Roth - Büchner A.-G., Spezialfabrik für Rasierapparate u. Rasierklingen, Berlin-Tempelhof U.
H 60 9 31



Vorsicht, wenn Tiere auf der Landstraße sind!



Soldaten, die auf dem Nachtmarsch keine Schlußlichter mitführen, gefährden sich und die Automobile!



Nicht auf der Fahrstraßenseite aussteigen!



Nicht an der Bordschwelle von Straßenecken stehenbleiben!



Achtung, bei Handkarren nicht das Schlußlicht verdecken!

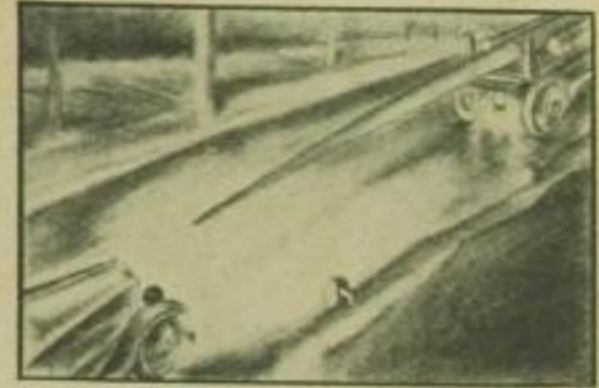


Nicht über Kanaldeckeln parken! (Ausströmende Gase können explosiv wirken.)

Die bisher veröffentlichten und preisgekrönten Unfälle unserer Verkehrsfibel



Achtung vor Pferdegespannen, die von Holzwegen und Feldwegen auf die Straße einbiegen!



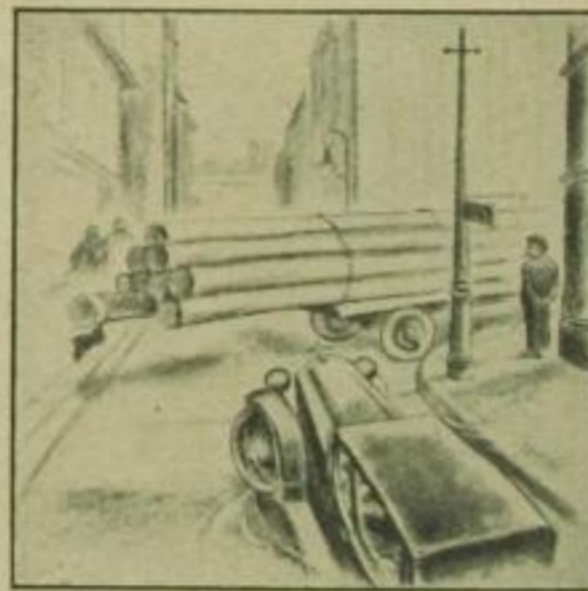
Vorsicht bei Langholzwagen auch auf freier Strecke! Signal anhängen!



Nicht zu dicht hintereinander fahren, ein halber Meter Abstand genügt nicht!



Beim Defekt einer Lampe den linken Scheinwerfer anstellen!



Achtung vor Langholzwagen in der Kurve!



Besondere Vorsicht bei allen Bahnübergängen!



Vorsicht an der Ausfahrt von Bauernhöfen!



Bei Straßen-Dreiecken langsam fahren!



Vorsicht beim Überholen auf staubiger Landstraße, genau auf Signale achten!



Vor Hügelkuppe oder Brücke nicht überholen!



Achtung vor einem Baugerüst, da Stricke herabhängen können!



Vorsicht vor Bauern, die Geräte auf der Landstraße tragen!



Verbindungsseil zwischen zwei Wagen beim Abschleppen sichtbar machen!



Beim Warten vor Bahnschranken die Scheinwerfer abblenden!



Achtung vor ungesicherten Uferstraßen!

Der „Uhu“ setzt diese Sammlung lehrreicher Verkehrsunfälle weiter fort und prämiert Einsendungen von Schilderungen außergewöhnlicher Unglücksfälle bei Veröffentlichung mit einem **Preis von 30 Mk.**



Rolleiflex 4x4

Die Klein-Filmkamera mit dem Groß-Format!

Filmtransport mit automatischem Zählwerk. Compurverschluss ohne besonderen Spannhel. Präzisions-Rahmensucher zum Photographieren in Augenhöhe.

Ein Weihnachts-Geschenk? — **Die Rolleiflex!**

Sei Deiner Zeit voraus — photographiere mit Rolleiflex!

Prospekt K 29 kostenlos!

Für 12 Aufnahmen auf Rollfilm 4 x 6 1/2

Mit Tessar 3,5 M 208.—

Bereitschaftstasche M 12.—

**FRANKE & HEIDECKE
BRAUNSCHWEIG**

Sind Sie so klug wie Ihre Eltern?

Ein ungelöstes Rätsel und acht Lösungsvorschläge

Wir veröffentlichten in der Oktobernummer zwei Dutzend Rätsel, die unsern Voreltern Spaß und Kopfzerbrechen bereitet hatten. Darunter war auch eins, das bisher noch nie gelöst worden war. Schon im Novemberheft konnten unsere Leser den Beweis antreten, daß sie klüger als ihre Eltern sind: Zwei Lösungen für diesen schwierigen Rebus hatten sich sofort gefunden, von denen die erstgenannte sogar einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit für sich hat:

1. Im Kreise zweier (zwei R) trauert im Mai (im Ei) einer.
2. Ein greiser Mann weint im Mai.

Unterdessen haben sich noch viele andere unentwegte Rätsellöser an das fast hundertjährige Geheimnis gewagt. Wir lassen die Lösungen in der Reihenfolge, wie wir sie bekamen hier

folgen und stellen anheim, zu entscheiden, ob wir nun wirklich klüger sind als unsere Eltern.

3. „Ein Mann geht hin und weint für sich allein.“

Keiner (kein R) im Kreis dringt in sein Inneres ein.“

4. „Weint ein Mann, reift er rasch zum Greis.“

5. „Weinreisender“, nämlich RR = R's um „Ei“ im „Kreis“ = „reis“ in Kreis. Setzt man „reis“ in die Mitte von „Wein—ender“, so entsteht „Weinreisender“.

6. „Man trauert im engeren und im weiteren Kreise um zwei Große.“

7. „Man trauert immer um nichts.“

8. „Immer kreise der Wein, Ende man mitten im Mai!“ (Im R-Kreise: der weinende Mann mitten im Ei.)



Das Rätsel, über das sich die Generation von 1845 die Köpfe zerbrach — und das nie gelöst wurde.

Beim Einkauf von WEINBRAND bevorzugen Sie die Spitzenmarke **JACOBI** „1880“ und die Marke *Jacobi „Altbrand“*

JACOBI „1880“: RM 8.- 1/2 Orig. Flasche * JACOBI „ALTBRAND“: RM 5.50 1/2 Orig. Flasche

Vom hysterischen zum historischen Erlebnis

Fortsetzung des Artikels von Seite 16

Wirtschaft, Horatio!

Der Mangel an Maßstäben, der die Sensation zum Fetisch macht, führt auch in entscheidenden Lebensschichten zu folgenschwerer Verwirrung. Die Gewalt der äußeren Umstände hat heute Millionen von Menschen die richtige Erkenntnis aufgenötigt, daß nicht nur ihr eigenes Dasein, sondern auch das der Gesellschaft von der Regelung unserer wirtschaftlichen Verhältnisse abhängt. Diese Erkenntnis besagt aber keineswegs, daß sich der Sinn des gesamten Daseins in der Wirtschaft erschöpfe. Dennoch handeln gegenwärtig manche Menschen so, als ob der Wert des Lebens rein an ihr materielles Ergehen geknüpft sei, und werfen es wie einen alten Lappen weg, sobald sie geschäftlich fallieren. Tagtäglich fast melden die Zeitungen Selbstmorde aus wirtschaftlicher Not. Und zwar nicht etwa darum, weil der Tisch bis auf das letzte Krümelchen abgegessen ist, sondern der Einbuße des Vermögens wegen, aus Gründen des wirtschaftlichen Prestigeverlustes. So gewiß es hart ist, noch einmal von vorne anfangen zu müssen, ebenso gewiß ist der Freitod nicht die passende Antwort auf diese Notwendigkeit. Er ist vielmehr das Zeichen einer Verblendung, die das Leben an den Wurzeln abgräbt, indem sie das Wirtschaftliche zu seiner Bedingung macht, statt es ihm einzuordnen.

„Ich erinnere mich nicht daran!“

In einer kleinen Novelle erzählt Anatole France von der Begegnung eines Lebemanns mit Pontius Pilatus in den Bädern von Bajäe. Die beiden vornehmen Römer gedenken der alten Zeiten, und der Lebemann bringt das Gespräch auf die schöne Tänzerin Maria Magdalena, die er einmal gekannt hat. Dunkel nur entsinnt er sich noch, daß sie später einem jener Schwärmer anhing, die damals Palästina durchzogen. Wie hieß

Die Klinge schabt nicht-sie gleitet!

Glyzerin überzieht die Haut mit einer feinen Gleitschicht: die Klinge kann nicht „schaben“

Kaloderma-Rasierseife verhindert jede mechanische Reizung: ihr glyzerinhaltiger Schaum legt sich schützend zwischen Klinge und Haut. Ein wundervoll glattes, müheloses Rasieren.



Es liegt am Glyzerin

denn:

- | | |
|--|--|
| <p>1 Der glyzerinhaltige Schaum erweicht das Barthaar rascher als Wasser und Seife allein.</p> | <p>4 Glyzerin verhindert Verdunstung und schnelles Eintrocknen des Schaumes.</p> |
| <p>2 Glyzerin verhindert Verdunstung und schnelles Eintrocknen des Schaumes.</p> | <p>5 Glyzerin bringt raue und aufgesprungene Haut schnell zum Abheilen.</p> |
| <p>3 Es neutralisiert die Seife und macht ihre Wirkung besonders mild.</p> | <p>6 Es durchdringt die äußeren Hautzellen und macht die Haut weich und geschmeidig.</p> |

Stück 65 S,
in Aluminiumhülle
90 S

Unsere Garantie vergütet vollen Ladenpreis zuzüglich Portospesen, wenn Kaloderma-Rasierseife nicht Ihre Erwartungen übertrifft. Fragen Sie Ihren Lieferanten.

KALODERMA

die glyzerinhaltige

RASIER SEIFE

F. WOLFF & SOHN · KARLSRUHE



Deine Nerven
bestimmen Dein Aussehen
Deine Nerven
bestimmen Deinen Willen
Deine Nerven
bestimmen Deine Kräfte
Deine Nerven
bestimmen Deine Leistung
Deine Nerven
bestimmen Deinen Erfolg
und

Biomalz

mit Lecithin

flüssig in der Dose 4.50 RM
trocken (in Blechpackung zu 50 Tabletten) 1.50 RM

bestimmt Deine Nerven!

Man beachte seine Schnellwirkung!

Verjüngungs- und Kraftgefühl setzen bald ein, und beim Dauergebrauch erkennt man, daß es sich nicht um Reiz oder Anreiz, sondern um wirkliche Kraftstoffgabe und Kraftbildung handelt.

Bei Blutarmut und Bleichsucht
Biomalz mit Eisen!

(Dose 2.25 RM). Es vermehrt die roten Blutkörperchen rapid und behebt kalte Hände und Füße.

In Apotheken, Drogerien zu haben. Aufklärende Druckschriften kostenfrei. Biomalz-Fabrik Gebr. Patermann, Teltow bei Berlin. 83a.

er eigentlich? Nach längerer Ueberlegung erst fällt ihm ein, daß der Mann sich Jesus von Nazareth nannte und auf das Verlangen der Juden hin von Pontius Pilatus hingerichtet wurde. Er fragt diesen, ob er sich an den Vorfall erinnere. Pontius Pilatus grübelt nach, schüttelt den Kopf und erwidert: „Ich erinnere mich nicht daran.“

So verborgen bleiben den Zeitgenossen oft die Ereignisse, die wirklich die Welt verändern. Sie sind unscheinbar, sie enthüllen sich nicht dem ersten oberflächlichen Blick. Aber darum gehen sie doch, wenn auch wortlos, unter uns um. Wer unterfänge sich freilich, sie ihrer Anonymität zu entreißen und ohne weiteres kenntlich zu machen? Vermutungen sind immerhin möglich. So ist zum Beispiel durchaus denkbar, daß die Arbeitslosigkeit, die heute wie ein Fluch auf der Menschheit lastet, tatsächlich bereits auf eine neue Form des menschlichen Zusammenlebens hinweist. Sie gehört möglicherweise zu den Geburtswehen einer Gesellschaft, die jedem Menschen eine gewisse Freizeit einräumen kann. Diesem keineswegs utopischen Zustand kommt auch die von der Technik geschaffene Apparatur entgegen. Mag sie heute noch eine schier unerträgliche Mechanisierung unseres Lebens bewirken, so wird sie unter Umständen in kommenden Zeiten zu seiner menschenwürdigen Gestaltung verhelfen. Aus zahlreichen Quellen bildet sich der Strom des besseren Neuen, und die kleinen Ereignisse sind in Wahrheit die großen.

. . . und wenn sie nicht gestorben sind, dann leben sie heute noch . . .

Von Hans Schiebelhuth

Fortsetzung von Seite 22

Die ursprünglichsten Menschen sind maßlos in der Anprangerung der feindlichen Gewalt. Sie stammen aus der Kinderstube der Menschheit, und das Rohe, die Lüsterheit und die Quäl-

geisterei früherer Zeiten äußern sich in ihnen. Aber da ist immer das Ich, das den Schrecken besteht, den Feind überwindet, den Unhold überlistet, den Bann bricht und die Angst vernichtet. Das strahlende, siegreiche, allen Lagen gewachsene magische Ich!

Das Märchen erkennt außer der Magie des Ich noch einen anderen unbedingten Wert: den Wert des Lebens, des Lebendigseins. Das Lebenslicht ist das Schönste, was es gibt. Darum sagt das Rumpelstilzchen zur Königin, etwas Lebendiges wäre ihm lieber als alle Schätze der Welt. Darum spricht in den „Bremer Stadtmusikanten“ der Esel zum Hahn das große Wort: „Etwas Besseres als den Tod findest du überall.“

Märchen sind widersprüchlich wie das Leben selbst. „Hans-im-Glück“ verklärt die Dummheit. Aber „der Meisterdieb“, der „Geist in der Flasche“, der „Gestiefelte Kater“ verherrlichen mit demselben Atem die Geschicklichkeit, die Schlaubergerei, die List. In zahllosen Märchen wird die Wünschelsucht gepriesen und gestachelt, aber im „Fischer und seiner Frau“ wird ihr Wahnsinn bewiesen, wird sie ad absurdum geführt.

Märchen sind keine Lehrdichtungen, keine Fabeln mit Moralen. Sie sind freigelebene Kinder der Phantasie, gemacht „aus solchem Zeug wie das zu Träumen“. Sie sind reine Poesie, von jeglicher Hirngeschwindigkeit, jeder bloßen Vernünftlei frei. Der Sinn im Märchen ist rechtens immer so versteckt, daß er beim Lesen oder Erzählen nicht deutlich und offenbar wird.

*

Gehören denn die Märchen und ihre Gestalten ins „Es-war-einmal“? Nein! Tausendmal nein! „So leben sie heute noch“! . . . Hans-im-Glück und Schneewittchen, Dornröschen und der Müllersohn mit dem Tischlein-deck-dich, der Mann mit dem fliegenden Koffer und der Herr von Hüpfenstich, die Gackeleia zu Hanau und der Kaiser von China mit der kleinen, grauen Nachtigall.

Edgar Wallace

Wegen dieses Romanes,
der den Schnapsschmuggel
und das Treiben der Unterwelt
Chicagos rückhaltlos schildert,

wurde
Edgar Wallace

von der Stadt Chicago

verklagt

Soeben erschienen und überall zu haben
Kartonierte M 3.—, Leinen M 4.50

*Bitte verlangen Sie kostenlos unseren
illustrierten Verlagskatalog gegen Ein-
sendung von 15 Pfennig für Porto*

WILH. GOLDMANN VERLAG
Leipzig C 1, Kohlgartenstraße 20

NACH KOLYNOS

**MUND-
BAKTERIEN**

• die Ursache von
95% aller Zahn- und
Mund-Erkrankungen •
vernichtet und ent-
fernt im Augenblick

KOLYNOS
ZAHNPASTA

VOR KOLYNOS



Schutz
gegen
Grippe

durch

**Panflavin-
PASTILLEN**
IACRIDINIUMDERIVAT
Zur Desinfektion der
Mund- u. Rachenhöhle




**SPORT- UND MASSAGE-MOTOR
PROVITA**

entfettet — stärkt — verjüngt!

Für Sportsleute unentbehrlich, um sich
auch im Winter in Form zu erhalten. 4 Mo-
delle. Miete. Ratenzahlung. Interessante
Prospekte „M“ durch Alleinfabrikation:

Qualitas GmbH., Müllheim, Baden

Gespräche zwischen Liebesleuten

Von Dorothy Parker

Schluß von Seite 31

„Ach, bemü dich nicht“, sagte sie.
„Es ist ja gleich um die Ecke. Ich muß
eilen. Ich nehme an, du bleibst noch hier
und rufst deine Freundin von hier an.“

„Das ist eine gute Idee“, sagte er.
„Kann ich dich wirklich allein lassen?“

„Aber selbstverständlich“, sagte sie.
Sie stand schnell auf und nahm Hand-
schuhe und Täschen.

Er erhob sich leicht aus seinem Stuhl,
als sie neben ihm stand.

„Wann sehe ich dich wieder?“ sagte sie.

„Ich werde dich anrufen“, sagte er.
„Ich habe rasend viel zu tun im Büro
und auch sonst noch. Ja, ich werde dich
anrufen.“

„Ich habe so viel Verabredungen“,
sagte sie. „Es ist ganz schrecklich. Ich
weiß wirklich nicht, wann ich eine freie
Minute haben werde. Aber du rufst
an, ja?“

„Gewiß“, sagte er. Laß dir's recht
gut gehen.“

„Laß es dir auch recht gut gehen“,
sagte sie, „und laß mich wissen, wie es
dir geht. Du versprichst's mir, ja?
Nun — auf Wiedersehen! Ach so, unter-
halte dich recht gut heute abend.“

„Danke schön“, sagte er. „Ich wünsche
dir auch einen angenehmen Abend.“

„Ach, sicherlich“, sagte sie. „Es wird
sehr schön werden. Jetzt muß ich aber
rennen. Nun, vergiß also nicht, mich
anzurufen, ja? Und auf Wiedersehen?“

„Gut, gut“, sagte er.

Sie ging durch die Reihe blau-weiß
gedeckter Tische zur Tür.

(Deutsch von A. Joachim)

(Zu den Aufnahmen stellten sich
Lothar Devaal und Erika Dannhoff
freundlichst zur Verfügung.)

Golf mit Wörtern

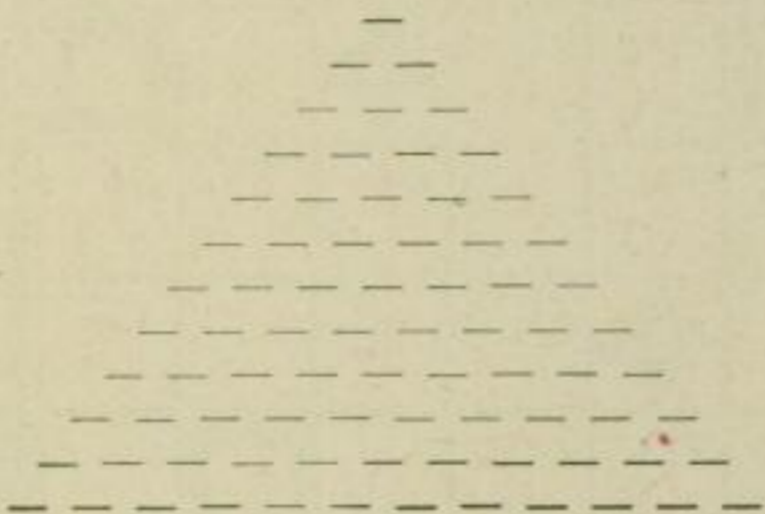
Auflösungen aus voriger Nummer

Lasso	Lisa	Poet	Parze	Geld	Gockel
Tasso	List	Post	Warze	Held	Sockel
Tasse	Last	Pose	Wanze	Huld	Socken
Taste	Bast	Dose	Wanne	Hund	Locken
Tante	Bart	Duse	Wonne		Lücken
Tinte		Muse	Nonne		Küchen
			Norne		

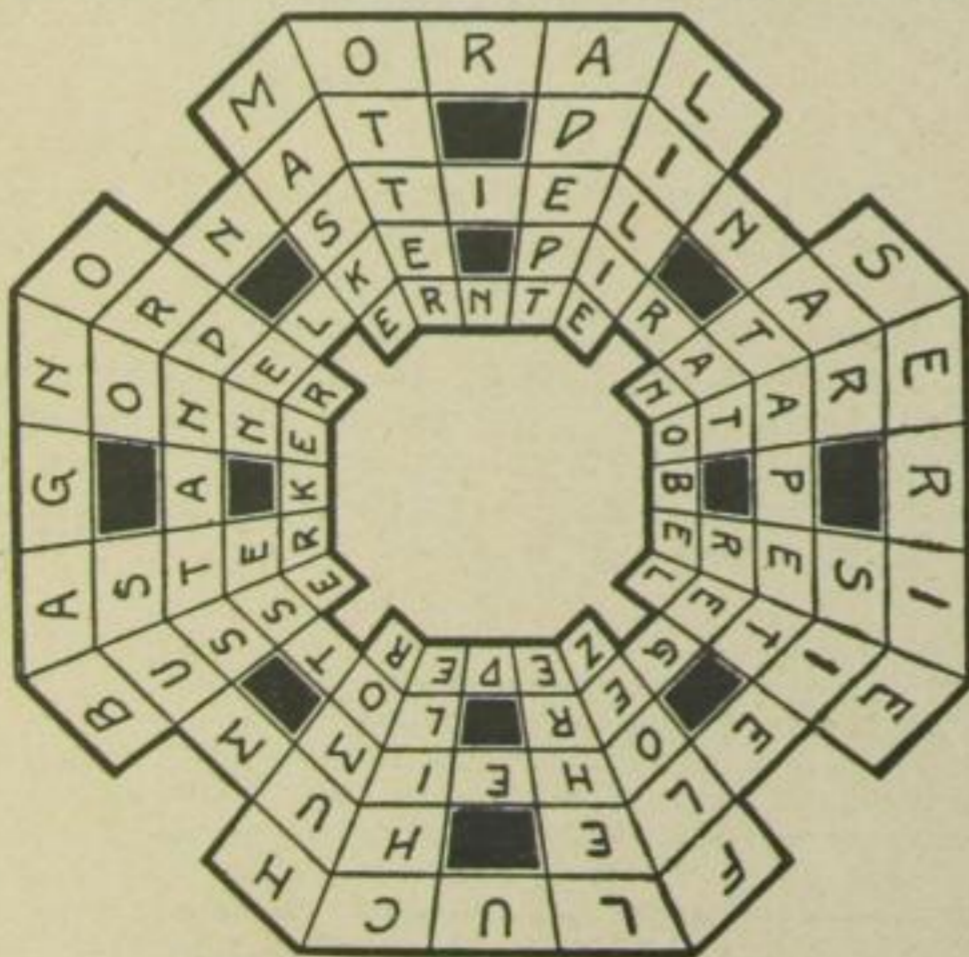
Neue Aufgaben

- Wieso rutschte der „Peso“ ins „Faß“?
 Wie rasch lief „Kurt“ zum „Kadi“?
 Auf welchem Wege wird die „Lüge“ wieder „wahr“?
 Wie kommt das „Pferd“ in den „Stall“?
 Wie schnell zerfällt der „Leib“ zu „Staub“?
 Wie konnte der „Hase“ den „Oere“ schlucken?

Ein neues Lawinenrätsel



- | | |
|-----------------------|-------------------------------|
| 1. Vokal | 7. Schicksal alles Lebendigen |
| 2. Persönl. Fürwort | 8. Kleiner Gebirgsort |
| 3. Lateinisch; ist | 9. Körperliche Beschwerden |
| 4. Überbleibsel | 10. Art einer Erdformation |
| 5. Männlicher Vorname | 11. Sportart |
| 6. Welten | 12. Starker Affekt |



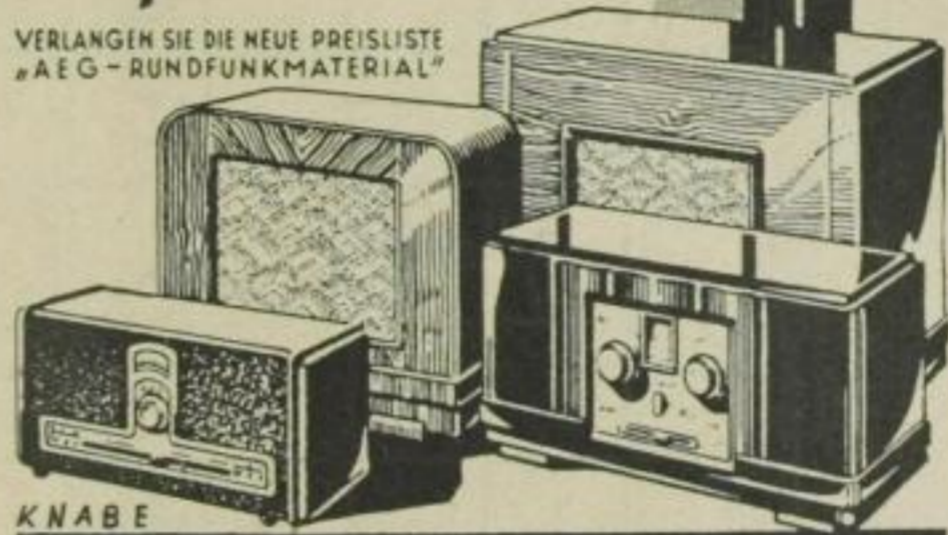
Auflösung des Kreuzworträtsels aus Nr. 2

DAS GROSSE AEG-PROGRAMM

AN NETZEMPFÄNGERN
UND LAUTSPRECHERN
BRINGT AUCH

etwas für Sie

VERLANGEN SIE DIE NEUE PREISLISTE
„AEG-RUNDFUNKMATERIAL“

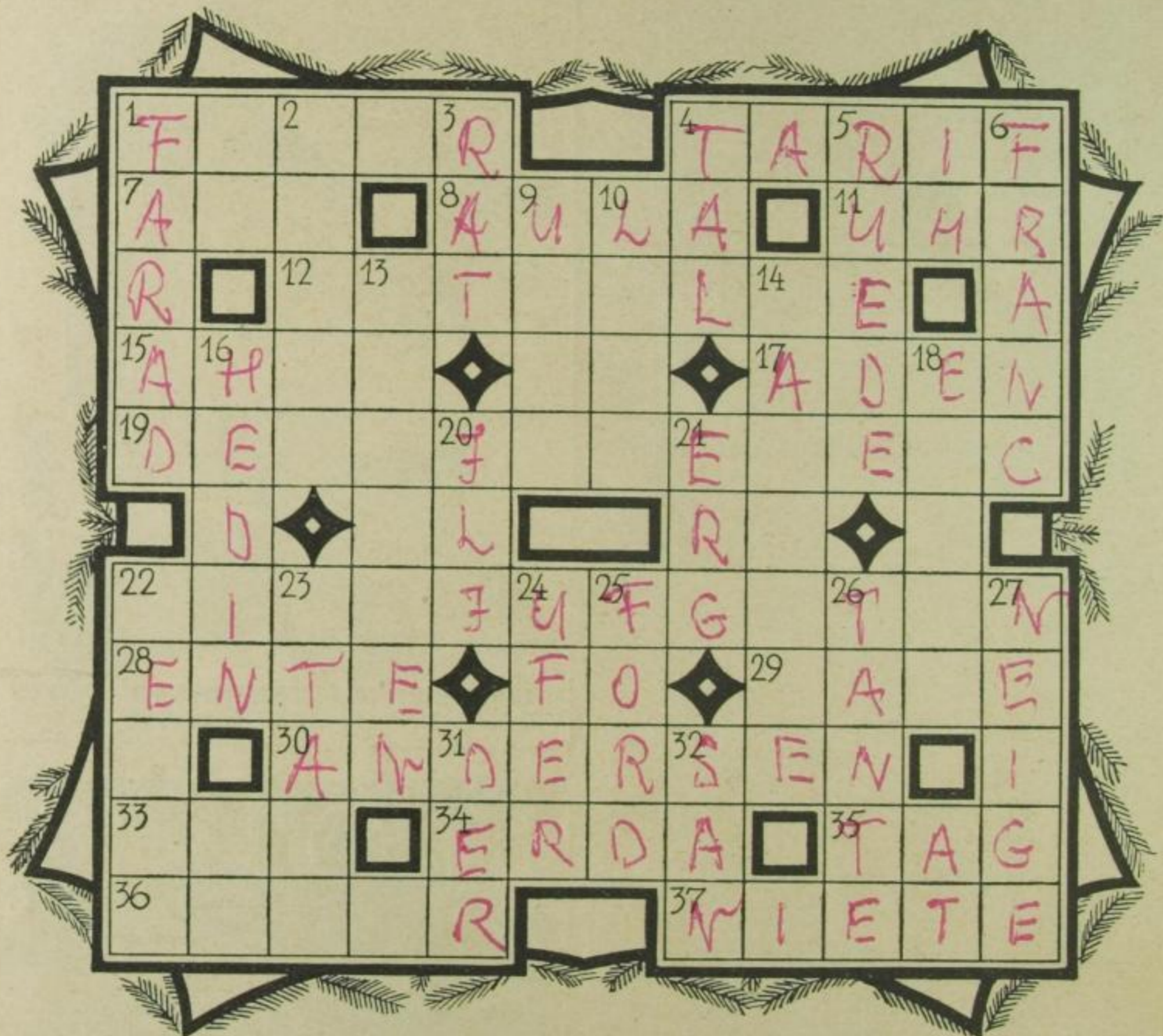


KNABE

ALLGEMEINE ELEKTRICITÄTS GESELLSCHAFT



Unser Weihnachts-Kreuzworträtsel



Senkrecht: 1. Elektrische Einheit, nach englischem Physiker benannt. 2. Altrömische Münze. 3. Titel. 4. Geographischer Begriff. 5. Männliches Tier. 6. Ausländische Geldeinheit. 9. Deutscher Maler. 10. Wert, angenehm. 13. Backwerk (Mehrzahl). 14. Italienisches Fürstenhaus. 16. Asienforscher. 18. Familienmitglied. 20. Gebirge Kleinasiens. 21. Arbeitseinheit. 22. Deutscher Physiker. 23. Gesellschaftsklasse. 24. Gewässer-Rand. 25. Amerikanischer Großindustrieller. 26. Verwandte. 27. Rest. 31. Artikel. 32. Nebenfluß der Weichsel.

Waagrecht: 1. Maß für Flüssigkeiten. 4. Preis- oder Lohnsatz. 7. Stadt im Erzgebirge. 8. Festsaal. 11. Zeitmesser. 12. Wohlfahrtsaktion. 15. Biblischer König. 17. Arabischer Hafen. 19. mit 22. nennt einen Vers von Novalis, der auf das nahe Weihnachtsfest deutet. 28. Falsche Zeitungsmeldung. 29. Pflanzenteil. 30. Dänischer Dichter. 33. Erdart. 34. Gestalt aus Wagners „Ring“. 35. Zeitabschnitt. 36. Nadelbaum. 37. Fehlos.

Verantwortliche Schriftleitung: Friedrich Kroner, Berlin-Charlottenburg 4.

Der „Uhu“ erscheint monatlich einmal. Zu beziehen durch jede Postanstalt, laut Postzeitungsliste, ferner durch jede Buchhandlung und durch jede Ullstein-Filiale. — Anzeigenpreise nach Tarif. — Für die Anzeigen verantwortlich: Kurt Stibbe, Berlin SW 61. — Verantwortlich in Oesterreich für die Redaktion: Ludwig Klinsenberger, für Herausgabe: Ullstein & Co., Ges. m. b. H., Wien I., Rosenbursenstraße 8. — Für die Tschechoslowakische Republik: Wilhelm Neumann, Prag. — Unverlangte Einsendungen können nur zurückgesandt werden, wenn Porto beiliegt. — Verlag und Druck: Ullstein A.G., Berlin SW 68, Kochstr. 22-26.

Wo Sie dieses Zeichen sehen, kaufen Sie schönste Bücher zu Bruchteilen der Preise!

Um allen Literaturfreunden, die heute sparen müssen, zu neuen guten und wertvollen Büchern zu verhelfen, hat der Verlag Ullstein die Preise

von Restbeständen seiner großen modernen Produktion auf Bruchteile gesenkt. 250 000 Bücher, von deren Güte Sie haben sprechen hören, von denen Sie manche „schon immer einmal“ anschaffen wollten, gibt er zu Preisen ab, die Staunen erregen müssen. Schon für 25 und 40 Pfennig bekommen Sie interessante Bücher aus allen Wissensgebieten, Jugendbücher, Musikalben — bis zu 2 Mark gab man bisher dafür aus. Romane von **Perutz, Höcker, Hol- laender, Ludwig Wolff,**

Fröschel, Dekobra, Speyer und anderen modernen Schriftstellern mit Namen bekommen Sie (statt für 3 Mark) für 90 Pfennig, für den gleichen Preis (statt bis zu 3 Mark 50) auch schöngebundene Werke von **Dostojewski, Flaubert, Cervantes, Heine, Heinrich Mann,**

Fulda, Proust, Duhamel und Ernst Weiß. Berühmteste Werke der Weltliteratur und schöne Kunstbücher auf schwerem Kunst-

druckpapier bezahlen Sie mit 1 Mark 50 statt mit 4 Mark 50 und 6 Mark! Das „eindruckvollste“ Weihnachtsgeschenk kostet nicht mehr als 2 Mark 25. Nützen Sie diese Gelegenheit aus, die sobald nicht wiederkommt — kaufen Sie für sich selber nach Herzenslust, verschenken Sie zu Weihnachten mit vollen Händen! Sie finden diese Bücher in jeder Buchhandlung, die unser Zeichen im Fenster hat, und in jeder Ullstein-Filiale. Schieben Sie den Kauf aber nicht



lange hinaus, so mancher von den mehr als 250 Titeln wird schnell vergriffen sein! Wünschen Sie die ganze Liste der 250 000 Bücher, so senden Sie noch heute den eingedruckten Schein unterschrieben an den Verlag Ullstein!

**Der Verkauf
beginnt am 28. November!**

An den Verlag Ullstein, Berlin SW 68
Senden Sie mir bitte die ganze Liste Ihrer
250 000 Bücher zu gesenkten Preisen!



Die sparsamste und schnellste Rasiermethode

6 Klingen, 6 Stunden Ersparnis in 3 Monaten! Besser und billiger als Stangenrasierseife und andere veraltete Rasiermittel.

Wenn Sie das Gegenteil behaupten, kennen Sie „Peri Rasier-Crème“ nicht oder wenden sie falsch an! Nehmen Sie von „Peri Rasier-Crème“ nur soviel, wie in der Gebrauchsanweisung vorgeschrieben ist. Sie werden dann mit einer großen Tube — bei täglichem Rasieren — mindestens 3 Monate auskommen. Manche Verbraucher haben aber noch viel länger an einer Tube, weil sie mit noch weniger Crème auskommen und reichlich Wasser nehmen. Durch „Peri Rasier-Crème“ werden die Barthaare so erstaunlich aufgeweicht, daß die Klingen geschont werden und dadurch doppelte Lebensdauer erhalten. Im Monat nur 2 Klingen zu 15 Pfg. gespart, ergibt in 3 Monaten 6 Klingen = 90 Pfg. Sie sparen außerdem etwa 4 Minuten bei jeder Rasur = 6 Stunden für 90 mal, zusammen eine Ersparnis, die weit über den Wert der Tube hinausgeht. Und vergessen Sie nicht die große Annehmlichkeit, schnell, gut und schmerzlos rasiert zu sein.

„Peri Rasier-Crème“ ist blütenweiß, bezwingt den stärksten Bart. Eine Minute Einschäumen — mit warmem oder kaltem Wasser — genügt. Nur noch Pinsel — kein Rasierbecken. Einreiben mit den Fingern ist unnötig. Peri spart Zeit und Geld, vermeidet Ärger und ist durch ihre Milde geradezu ein Hautpflegemittel. Überall erhältlich.
Herabgesetzte Preise: Tube M 1.25 für 90 mal, Tube M -.65 für 45 mal.

Die alte Rasierseife können Sie zum Waschen benutzen.

DR. M. ALBERSHEIM, FRANKFURT A. M. / PARIS / LONDON, ABTL. 23P/K2



PERI RASIER-CREME